

Landflucht - eine Volksgefahr

Von Dr. Mathilde Ludendorff

Jahrhunderte hindurch konnte der Jude mit „Gott und Geld“, wie Rußland sagt, d. h. mit Hilfe der Christenlehre und mit der Wirtschaftform in den christlichen Völkern seine Weltherrschaftsziele verfolgen und bis zu einem hohen Grade auch fördern. In den Jahren 1914/18 wollte er im planmäßig vorbereiteten Weltkrieg das unbequeme, weil immer noch selbständig denkende Deutsche Volk vernichten, um endlich sein Ziel zu erreichen. Mit dem Weltkriege hat er aber erreicht, daß das Deutsche Volk sein Streben erkannte und seine Mittel und Wege erforschte und enthüllte! Des Juden Hoffnung, die der Jude Chaim Wückeburg, genannt Heinrich Heine, noch frohlockend aussprach, daß die Sojim nur die Wäute des Juden seien, aber sein Wesen ihnen stets ein verhülltes Geheimnis bleiben werde, war zerstört. Erschreckt sah sich der Jude entlarvt, und seitdem sehen wir seine Macht Stück für Stück abbröckeln, und zwar nicht nur im Deutschen Volke, denn unsere Entlarvung seiner Ziele, seiner Mittel und Wege verbreitete sich über die ganze Erde.

Bis zum hohen Grade hatte er sein Ziel erreicht, so sagte ich. Und das beweisen die Christenvölker nur allzusehr. Gar nicht immer bewußt vorgehend, sondern oft instinktiv aus dem abgründigen Rassehaß heraus handelnd, hat der Jude die durch das Christentum entwurzelten Völker in all ihren lebenswichtigen, weil volkerhaltenden Aufgaben geschwächt. Neben seinen geschickten wirtschaftlichen Tricks, die das uralte Geheimnis der Priesterkasten sind, wie man Völker enteignet und hörig macht, wurde in vergangenen Jahrhunderten alles angefeht, um die einzelnen christlichen Völker in ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit durch Selbstversorgung zu schädigen.

Aus der Fülle der erschütternden geschichtlichen Erfahrung betrachten wir hier nur die zielstrebige Arbeit, die geleistet wurde, um die Landwirtschaft des Deutschen Volkes ganz so hörig zu machen und zu schwächen, wie die Juden es einst im Römerreich erreicht hatten. Durch ganz unmögliche Preisbildung wurde der Großgrundbesitz in Schulden verstrickt und brach vielfach zusammen. Der Bauer wurde verschuldet und mehr und mehr in so schwere Lebensbedingungen hineingestoßen, bis er schließlich sagte, und seine Kinder es auch überzeugt sprachen: Wir wären Narren, wenn wir uns weiter diese Plackerei zumuten wollten, die der Vater und die Mutter zeit lebens vor unseren Augen auf sich nahmen.

Mehr und mehr wurde im Volke neben der eben so planmäßig gezüchteten Unfreudigkeit zur Mutterchaftsaufgabe durch den Wirtschaftsmarkt Unfreudigkeit zum Landleben und zur Landwirtschaft gezüchtet und durch entsprechende Wertungen in der gesamten Presse gefördert. Das Deutsche Volk sollte in der Versorgung mit dem Lebensnotwendigen so dastehen, wie es im Weltkrieg dagestanden hat, daß nämlich ein Abschnüren vom Weltmarkt im Kriege dieses Volk dem Hungertode preisgeben sollte. In den verjudeten Salons der Ententemächte prophezeite man bei Kriegsausbruch strahlend, daß unser Volk werde verhungern müssen, und jüdischer Rassehaß malte sich lachend die Lagen aus, in die es bald gebracht werden würde! Damals hatte man nicht damit gerechnet, daß der von der Führerstelle verdrängte Feldherr auch noch mitten im Kriege, als er in schlimmster Lage gerufen wurde, die Gefahr so meistern werde; daß er die Truppen siegreich weit in die Feindeslande eindringen ließ, auf diese Weise immer wieder das umlagerte und abgeschnürte Volk vor dem Hungertode rettend. Konnten das Genie und die tapferen Truppen den teuflischen Plan noch durchkreuzen, so ist damit nicht gesagt, daß alle zähe lange Arbeit in diesem Volke, die der Jude mit seinen Hilfstruppen sich geleistet hatte, überwunden wäre.

Die ungeheuere Bedeutung der Selbstversorgung eines Volkes ist von dem rasseerwachten Deutschen Volke als ein ebenso wichtiger Bürge der Freiheit des Volkes erkannt wie ein tapferes, wohl ausgerüstetes Heer. In zielstrebigster Arbeit ist die landwirtschaftliche Produktion aufs äußerste im Dritten Reich gefördert worden. Aber nun sehen wir, daß sich die so lange gepflogene Geringschätzung der Landarbeit und vor allem die Überwertung der Städte nicht in ebensolchem Maße vom Volke abstreifen ließ, wie die Produktion gefördert ist. Der Mangel an Landarbeitern, die große Klage und Sorge der Landwirte, ist das ernste Zeichen dafür, daß im Volke noch eine gründliche Umwertung erfolgen muß, wenn es die Früchte einer eifrigen landwirtschaftlichen Produktion wirklich genießen soll. Überarbeitung der einzelnen Landwirte, um die Ernte nicht verderben zu lassen, ist Raubbau an den Kräften der Hüter der Landwirtschaft und nimmt ihnen die Freude an einer der wesentlichsten Stellen, an einem der wichtigsten Ämter für die Volkserhaltung, zu stehen, auf das sie nun anfangen stolz zu werden.

Wie 'желкіе' 'Вейдуаны' 'пш.-нау' 'де.' 'жнкіядорталзагг.' 'Беокоітчану' 'італо' entwurzelten Volkes tiefer, als viele ahnen. Ganz ebenso wie wir uns noch nicht rühmen könnten, wieder Deutsch geworden zu sein, wenn die Hochwertung jüdischer List, jüdischer Methoden der Ausraubung, jüdischer Verstellung und endlich jüdischen Geistesdiebstahls noch bei Deutschen möglich ist, können wir uns nicht rühmen, wieder ein Deutsches Volk zu sein, wenn die Berufswahl lediglich nach geldlichen Erwägungen erfolgt. Ist dies der Fall, so werden die großen Städte, die auf der einen Seite wichtige Kulturzentren sein oder werden können, auf der anderen Seite aber bekanntlich Völkerriedhöfe sind, noch immer zu Ungunsten der Landarbeit das Ziel der Sehnsucht der jungen Menschen sein. Völkerriedhöfe sind die Großstädte, denn die Lebensführung in ihnen ist meist so losgelöst von der Natur und oft so krankhaft, daß sich dies auch in der Tatsache der

Sterblichkeit und der Geburtenzahl ausdrückt. Diese beiden wichtigen Ränder der Todesgefahr oder Lebenskraft des unsterblichen Volkes sprechen eine sehr ernste Sprache. Die Großstädte erhalten sich nicht aus eigener Kraft auf ihrer Bevölkerungszahl, sondern müssen immer wieder Zustrom vom Lande haben, und in vielen Fällen zeigt es sich, daß die einige Generationen in der Stadt anfassigen Sippen sich nicht weiter erhalten. Könnte es ein deutlicheres Anzeichen dafür geben, daß die wirtschaftlichen Vorteile, die eine Großstadt im Kampfe ums Dasein bietet, unerhört teuer erkauft sind, viel zu teuer, als daß wassererwachte und ihrer Verantwortung für das Leben des unsterblichen Volkes bewußte Menschen zu den Großstädten hinströmen, um dort ihren Daseinstampf zu führen. Müßte es nicht eigentlich in einem gesunden Volke viel eher so sein, daß auf dem Lande ein übergroßer Reichtum an Arbeitskräften zur Verfügung stünde, und daß es nur sehr schwer fielen, die nötigen Arbeitskräfte für die Städte zu finden? Fast ebenso schwer müßte dies sein, wie bei einem gesunden Volke Arbeitskräfte zu gewinnen für lebensgefährdende Industriearbeit.

Es ist aber leider so, selbst das jüngst wieder raffisch erwachte Deutsche Volk hat den jüdischen Tanz um das goldene Kalb, bei dem der Jude Moses seine

„Deutscher Kampftalender für 1939“

Zusammengestellt von Hanno v. Kemmlig, mit Beiträgen von ihm und anderen bewährten Mitarbeitern. Lubendorffs Verlag G. m. b. H., München 19, Preis 2.50 RM. 50 Blatt in einfarbigem - 4 Blatt in dreifarbigem Kupfertiefdruck und 4 vierfarbige Postkartenblätter.

Bereits im Vorjahre zeigte der jetzt für das Jahr 1939 vorliegende „Deutscher Kampftalender“ eine größere Vollenbung und Geschlossenheit gegenüber dem Jahre seines ersten Erscheinens. In dieser Auflage für das Jahr 1939 sind alle die früher gemachten Erfahrungen in verbessernder Weise verwertet. Als eine sinnige Neuerung, die ohne Zweifel sehr begrüßt werden wird, sind die farbigen Wunschblätter zu Sippenfeiern mit kurzen, dem Anlaß entsprechenden Gedichten, anerkennend hervorzuheben. Unter den beliebten Postkarten wurde ein noch unveröffentlichtes Gemälde des Feldherrn von Prof. Winter in prachtvoller farbiger Wiedergabe verwandt. Das Bildmaterial zeigt im übrigen eine Fülle von Bildnissen, geschichtlichen Szenen, Deutschen Landschaften und Darstellungen von Ereignissen auf allen Gebieten des kulturellen Lebens der Vergangenheit und Gegenwart, deren Vielseitigkeit und abwechslungsreiche Zusammenstellung überrascht. Vielleicht ist dieser Kalender der einzige und erste, der in Bild und Wort das geschichtliche Ereignis der Zusammenkunft der vier Staatsmänner in München bringt. Die technische Wiedergabe dieser schönen Kupfertiefdruckbilder legt schönsten Zeugnis ab von Deutscher Verdiensthätigkeit. Wie immer bringen die erläuternden und belehrenden, jeweils in knappster Form gehaltenen Texte, einen bedeutenden Inhalt. Auch in literarischer Beziehung ist der Kampftalender in diesem Jahre besonders abwechslungsreich ausgestattet und enthält fesselnde, auf Grund von teilweise schwer zugänglichem Quellmaterial bearbeitete, geschichtliche Gedankenblätter. Launiger Humor und scharfe Satire kommen zu Worte, wie ernste Gedanken in dichterischer und ungebundener Sprache ihren Ausdruck finden. So weiß jedes einzelne Blatt dem Betrachter etwas Eindringliches und Bedeutsames zu sagen und führt ihm stets in irgendeiner Weise den Kampf Einzelner und des Deutschen Volkes für seine Freiheit und seinen Bestand mahnend vor Augen. Wenn sich der Deutsche Kampftalender seit seinem Erscheinen so viele Freunde erworben hat und eine so begeisterte Aufnahme fand, so ist ihm diese Anerkennung in diesem, dem dritten Jahre seines Bestehens, ganz gewiß. Man spürt in seinen Blättern die Liebe und Überlegung, die auf die bildliche Zusammenstellung verwandt ist, wie man die Sorgfalt ahnt, welche bei der Gestaltung der Texte gewaltet hat. Aber dem Ganzen aber steht das hohe Ziel, welches der Feldherr in die tiefen Worte faßte: „Macht des Volkes Seele stark!“ Daher gehört dieser seinen Namen mit Recht führende „Deutscher Kampftalender“ in jedes Deutsche Haus. Wie alljährlich, wird auch in diesem Jahr die Auflage schnell vergriffen sein, so daß es sich dringend empfiehlt, die Bestellungen sofort aufzugeben, damit nicht wieder wie im Vorjahre viele verzichten müssen. 26.

Rassebrüder sofort vorfand, als er sie einmal vorübergehend allein ließ, noch lange nicht aufgegeben. Aber was weit wichtiger ist, es hat auch noch kaum einen Anfang gemacht zu dem artgemäßen Erleben des Söttlichen, und somit hat es auch zu Natur und Einsamkeit noch nicht das seelische Band der heidnischen Vorzeit zurückerwonnen. Wie sollte es auch, da es immer noch auf die jüdischen Wege des Frommseins mit Hilfe der Bibel der Juden vom zartesten Kindesalter an geführt wird!

Weder in unserer Literatur, noch aber in den Schaudarstellungen, die das Volk sieht, tritt der Vorzug eines stillen Landlebens im innigen Zusammenhang mit der Natur, das für so viel schwere Mühe, die der landwirtschaftliche Beruf mit sich bringt, so reich entschädigt, genügend hervor. Das Stadtleben dagegen wird allerwärts nur in den Vorzügen, die es mit sich bringt, verherrlicht, so daß es natürlich ganz selbstverständlich der Unbegriff der Sehnsucht dorer wird, die die Schattenseiten desselben, weil sie auf dem Lande leben, nicht kennen lernen! Ja, das Kleinstadtleben, das noch so viel mehr Zusammenhang mit der Natur ermöglicht als die Großstadt, wird allerwärts wie eine Art minderwertiger Ersatz des Großstadtlebens hingestellt, und fast ist es so, als ob Großstadtdränge, unerträglicher Großstadtlärm Tag und Nacht, unerträgliche Sommerhitze im Asphalt der Großstädte, die Häßlichkeit des Wohnens in Stadtstraßen für die Deutschen trotz ihrer Erbanlage etwas Herrliches, nicht aber eine Hölle wäre!) Und dann wollen wir uns wundern, da dieses Großstadtleben tatsächlich andererseits ein leichteres wirtschaftliches Fortkommen sichert, daß es von den heute leider so häufig noch jüdisch, d. h. rein wirtschaftlich eingestellten Menschen begehrt wird, daß eine „Landflucht“ immer noch nicht überwunden ist?

Sind wir uns einmal bewußt geworden, daß diese Landflucht eines der handgreiflichsten Zeichen völkischer Entwurzelung, eines der sichtbarsten Zeichen seelischer Verjudung unseres Volkes war, dann werden wir diese Volksgefahr wohl etwas tiefer an der Wurzel fassen, als dies bisher geschah. Dann wird es uns aber auch selbstverständlich werden, daß wir dem Deutschen Menschen die tiefe Freude an Einsamkeit und Stille nicht verübeln, sie ihm nicht als Eigenbrötelei oder Mangel an völkischem Gemeinschaftsgefühl verargen. Bei einem stark erwachten völkischen Verantwortungsgefühl und Rassebewußtsein kann aus solcher Deutschen Art nicht mehr eine Gefahr werden, wie dies in den Jahrhunderten der Entwurzelung durch das Christentum tatsächlich gewesen ist. Hier fehlte das vollsichernde und volkerhaltende Gegengewicht: die klare und bewußte Liebe zu dem Volke, die ernste Verantwortung, sein unsterbliches Leben durch eifrige Pflichterfüllung für die Zukunft zu sichern. Ein wertvolles, zuverlässiges Verantwortungsgefühl für das Volk wächst in dem innerlichen Sippenleben auf dem Lande am kraftvollsten! Den Kommunisten kann man sicherlich nicht eine Freude an Einsamkeit und Stille nachsagen, sie können sich überhaupt nichts Höheres vorstellen, als zur Masse zusammengeballt zu sein, und dennoch wissen sie

²⁾ Dabei wird ganz übersehen, daß Radio und Auto die Nachteile des Landlebens mindern und die Bombenangriffe der Luftwaffe im Kriegsfall die Nachteile des Stadtlebens noch mehrern.

nicht, was Volksgemeinschaft ist, und daß sie das, was sie für ihr Volk leisten, als Selbstverständlichkeit zu leisten hätten.

Der Jude hat von Amerika aus das Gelärme der Großstädte zum löstlichen „Zeichen des Lebens“ und der „Kulturhöhe“ ernannt. Der Deutsche faßt dieselbe Erscheinung als eine von unendlich viel gefährlichen Nebenwirkungen begleitete Notwendigkeit unseres Volkslebens auf, dämmt ihre Gefahren ein und begrüßt dabei sachlich alle Kultur fördernde Leistung der Großstädte.

Angeichts der bedrohlichen Landflucht ist es hohe Zeit, daß die Deutschen zur Deutschen Art heimfinden, nicht mehr die Großstädte als Hüter Deutscher Seelenkräfte werten, nicht mehr Landwirtschaft nur als Hauptquelle der Volksernährung schätzen, sondern das Landleben als heiligen seelischen Kraftquell des Deutschen Volkes am höchsten werten. Nur durch solche Wertung allein, die sich natürlich erst dann auf weite Kreise des Volkes übertragen ließe, wenn sie in all den Menschen selbst Kraft gewonnen hätte, die dem Volke die Seelenskost geben, können wir hoffen, daß ganz allmählich die Landflucht, die sich im Mangel an der Bereitschaft zur landwirtschaftlichen Arbeit ausdrückt, behoben wird. Ja, wer Deutsche Gotteserkenntnis als Grundlage seines Lebens vertritt, der ist sogar so kühn in seiner Hoffnung für die Zukunft, daß er für kommende Jahrhunderte einen Rückstrom zum Lande, eine Großstadtlucht, voraussieht, die es dann durch geeignete Maßnahmen in Schranken zu halten gilt!

Ein „Theologe von Weltrup“?

Von Walter Löhde

Wir erteilten in Folge 10/38 eine Antwort auf eine Anfrage wegen des etwas verspäteten Aufgusses eines theologischen Beruhigungstees gegen das „Große Entsetzen“, den ein Theologe in der „Jungen Kirche“ aufgetischt hatte. Dabei hatten wir auch die Äußerung des „Protestantenblattes“ vom 16. 8. 1936 wiedergegeben, die zu der ebenfalls von uns zitierten Äußerung des Herrn Prof. Jeremias in völligem Widerspruch stand, wodurch sich dann eine theologisch „klare“ Situation ergab. Wir hatten dabei ferner auf die Angriffe des Theologen Loofs gegen Ernst Haedel hingewiesen und dessen Schreiberereien über diesen hochbedeutenden Naturforscher „widerliche Pöbeleien“ genannt.

Das „Protestantenblatt“ hat schon einmal seine, im großen Entsetzen über die gleichnamige Veröffentlichung des Feldherrn gestammelten abwehrenden Worte in theologischer Weise „richtig“zustellen versucht. Dieses Bemühen wurde nun in der Folge vom 4. September 1938 wiederholt und dabei der Satz angefügt:

„Im übrigen mag Frau Ludendorff verstorbenen Theologen von Weltrup 'widerliche Pöbeleien' vorwerfen - sapienti sat!“

Allerdings: sapienti sat! - der Wissende weiß Bescheid - aber es wissen eben nicht alle Bescheid, und darauf baut das „Protestantenblatt“ seinen Satz auf. Zunächst müssen wir die völlig unwahre Behauptung, Frau Dr. Ludendorff habe jenen Satz des „Protestantenblattes“ über das „Große Entsetzen“

benutzt, zurückweisen. Er wurde benutzt in dem Aufsatz „Was jeder Student der Theologie lernte“ von Walter Löhde (vergl. Folge 12/36 und „Abgebligt, Antworten auf Theologengestammel“). Weiter ist es - das „Protestantenblatt“ hat Pech! - ebenso unwarh oder theologisch, zu behaupten, Frau Dr. Ludendorff habe den verstorbenen Theologen - d. h. dem obengenannten Herrn Loofs - „widerliche Pöbeleien“ vorgeworfen. Jene Antwort in Folge 10/38, aus welcher das „Protestantenblatt“ zitiert, ist nämlich von der Schriftleitung und nicht von Frau Dr. Ludendorff gegeben. Wir kennen zwar die theologische Genauigkeit der Berichterstattung in solchen Dingen, aber wir legen doch Wert darauf, zu beachten, daß hier keine Verwechslung eintritt. Denn es könnte sonst leicht der Eindruck entstehen, als ob sich Frau Dr. Ludendorff mit den Ausführungen jenes Theologen beschäftigt habe. Die Beschäftigung damit ist jedoch einem Philosophen nicht zuzumuten, und die Annahme solcher Beschäftigung würde jenen Aufsätzen eine ihnen nicht zukommende Bedeutung verleihen. Also der Angriff des „Protestantenblattes“ trifft die Schriftleitung, und daher haben wir uns wegen dieser Ausdrucksweise über den „verstorbenen Theologen von Weltruf“ - wie Herr Loofs hier genannt wird - zu verantworten.¹⁾

In dem im Jahre 1936 erschienenen Buche von Ernst Bräuer „Ernst Haekels Bluts- und Geistes-Erbe“ sagt der Verfasser im Wortwort:

„Ernst Haekels geistiges Vermächtnis gelte allen, die heute in unverrücklicher Treue zu den Gesetzen des Lebens von Rasse und Volk für eine lebensverbundene Wissenschaft und eine frömmigste Deutsche Art im Kampfe stehen.“

Die vorliegende Würdigung von Ernst Haekels Rassen- und Geisteserbe soll in diesem Sinne als ein Bekenntnis der jungen Generation zu den unvergänglichen Werken der nordischen Weltgeschichte verstanden werden.“

In diesem Sinne ist auch unsere Einstellung gegen Haekels Angreifer, den Theologen Loofs, zu verstehen. Wenn der Gegner dieses Forschers wieder einmal ein Theologe ist, so ist das für uns natürlich nicht erstaunlich. Ernst Haekel hatte damals auf die Haltlosigkeit des Christentums und der Bibel hingewiesen und dabei auch u. a. Stewart Ross, dessen Name unseren Lesern durch die Schrift des Feldherrn „Das große Entsetzen“ bekannt ist, genannt. Infolgedessen entstand, wie stets in solchen Fällen, ein wüster Lärm bei den Theologen, deren ertragreiche Domäne bedroht war. Dr. Heinrich Schmidt, der damals in diesem Kampfe den Forscher Ernst Haekel unterstützte und es ihm abnahm, alle jene theologischen Geisereien zu lesen, schreibt in seiner Schrift „Der Kampf um die Welträtsel“ (Bonn 1900):

„Bald nach dem Erscheinen der Welträtsel“ eröffnete die „Christliche Welt“ (alles „liebe“ Bekannte aus dem Kampfe gegen den Feldherrn. D. Schrift.) eine wahre Hejlagd gegen Haekel. Eingeleitet wurde dieselbe durch einen offenen Brief von Dr. Friedrich Loofs, Prof. der Kirchengeschichte in Halle a. S. Darauf folgten Harnack, Kade, Troeltsch, immer einer gereizter als der andere, und wieder Loofs, Kade, und so fort bis auf den heutigen Tag.“

¹⁾ Auch der kürzlich zum Kriege gegen Deutschland hekende Theologe, der ehem. Bonner Professor Karl Barth, war - bzw. ist - ein „Theologe von Weltruf“. Dazu schreiben - lt. N. S. R. v. 21. 10. 38 - evangelische Blätter:

„Wir können das nur als infame Kriegshöhe und Lästerung des Namens Gottes und Ehrlich bezeichnen. Barth hat damit alle Brücken zu Deutschland, auch zum deutschen Protestantismus abgebrochen. Gerade, wenn man diesen Schweizer Theologen in seinen früheren Schriften entzogen hat, erschräkt man vor der menschlichen und theologischen Verblendung...“

Die „theologische Verblendung“ erstreckt sich manchmal aber auch auf andere Gebiete!

Mit dem „heutigen Tag“ war zwar der Erscheinungstag jener Schrift im Jahre 1900 gemeint, aber der Leser sieht, daß man auch jetzt noch vom „heutigen Tag“ sprechen kann, denn die Art und Weise des theologisch-kirchlichen Kampfes gegen die Wissenschaft und Forschung, gegen Aufklärung und Fortschritt bleibt stets gleich. Er ist „herrlich wie am ersten Tag“, dem Tag nämlich, als einer auftrat und behauptete, daß ihm der Wille Gottes bekannter sei als seinen Mitmenschen, wie Bismarck sich ausdrückte, und - Dumme fand, die ihm das glaubten. Ob es sich nun um die Ergebnisse der Naturwissenschaft handelt oder um die der Philosophie, ob die Vertreter des Fortschritts und der Aufklärung nun Ernst Haeckel oder Mathilde Ludendorff heißen - die Kirche stemmt und stemmt sich dagegen, nennt ihre Methoden und den Gegenstand ihrer „Forschung“ - den sie den „Unerforschlichen“ nennt - ohne weiteres „wissenschaftlich“ und sucht ihre Gegner durch alle möglichen Mittel zu verleumden und herabzusetzen.

Nun sind die Hallenser Theologen seit jeher berühmt gewesen. Der besonders fromme M. H. Franke - der „abscheuliche Franke“, wie ihn Friedrich des Großen Schwester nennt - wollte die hebräische Sprache (!) in den Deutschen allgemeinen Unterricht einführen, um die „heilige Schrift“ im Urtext lesen zu können und das Deutsche Volk zu verjüden, während die „teutschen oratoria oder der stilus gormanicus“ nicht gelesen werden sollten. Friedrich der Große wird wohl alle Ursache dazu gehabt haben, als er schrieb:

„Die Hallischen Pfaffen müssen kurz gehalten werden; es sind evangelische Jesuiten, und muß man sie bei alle Gelegenheiten nicht die mindeste Autorität einräumen.“

Wahrscheinlich hat diese glorreiche Tradition der „Hallischen Pfaffen“ Herrn Loofs nicht ruhen lassen, so daß er mit Prof. Haeckel anband. Auch Heinrich Schmidt nennt im Jahre 1900 Halle „die eine Hochburg der protestantischen Orthodoxie“.

Als Ernst Haeckel sich seinerzeit soweit herabließ, dem Herrn Prof. Loofs zu antworten, gab, dieser „Theologe von Weltruf“ eine Broschüre heraus, in welcher er u. a. abschließend und sich und seinen Charakter enthüllend schrieb:

„Meine ganzen Ausführungen sind ‚ehrverleidend‘ für Professor Haeckel und sollen es sein. Ich habe so scharf geschrieben und noch dazu die verletzendsten Worte gesperrt drucken lassen ...“ („Anti-Haeckel“, Halle 1900, S. 48.)

Also, Herrn Loofs Ausführungen sind nicht etwa wohlmeinend vorgebrachte und begründete Ansichten eines Andersdenkenden, nein, sie sind vorsätzlich und mit vollem Bedacht „ehrverleidend“ abgefaßt. Schon dadurch ist unsere Ausdrucksweise „widerliche Böbeleien“ bei der Bewertung seiner Schreiber gerechtfertigt. Denn wenn jemand gegen einen weltanschaulichen Gegner schreibt, um dessen Ehre absichtlich und vorsätzlich zu verletzen, so mag das theologisch-bedeutend, ja, christlich-fromm sein, aber für uns, die wir weder Theologen noch Christen sind, ist eine derartige Polemik ungewöhnlich und mit dem von uns gewählten Ausdruck allgemein verständlich gekennzeichnet. Dr. Heinrich Schmidt hat die Art und Weise, wie dieser Theologe seinen Weltruf begründend zu schreiben liebte, folgendermaßen charakterisiert:

„Selbst urteilsfähige Leser vermag wohl seine Dialektik im ersten Anlauf zu überdöpseln.“

so weit entfernt ist“ von jener durch den Papst Leo XIII. in seiner zur Eröffnung des „Jubeljahres“ 1900 herausgegebenen Bulle:

„Es zieht uns schmerzlich das Herz zusammen, und immer von neuem kehrt uns der Gedanke wieder, wie viele Christen, angelockt durch die allzu große Freiheit im Fühlen und Denken, nachdem sie gierig das Gift abscheulicher Lehre“ (d. i. die Naturwissenschaft. Die Schriftl.) „eingesogen, alltäglich mehr und mehr zu ihrem Verderben das große Geschenk des Glaubens verlieren.“

„In seinem famosen Heftchen“ - so fährt Heinrich Schmidt fort - „behauptet Loofs auch,

daß letztlich der Tod und alles, was ihn vorbereitet, und was mit ihm zusammenhängt anummer und Weh, erst mit der Sünde in die Menschenwelt gekommen ist.“

Weiter schreibt Heinrich Schmidt über Loofs:

„Zur Kennzeichnung dieses Professors der Kirchengeschichte in Halle a. S. endlich noch etwas. In der Selbstanzeige der 4. Auflage seiner Schmähschrift hatte Loofs gesagt, er habe sich „in den Talmud vertieft“. Dazu bemerkt Dr. Erich Bischoff“ (der bekannte Übersetzer von Zeilen aus dem „Schulchan aruch“, „Talmud“ usw. Die Schrift.): „Mit letzterer, vielleicht einigen Lesern der „Christl. Welt“ imponierenden Bemerkung bestätigt Herr Prof. Loofs, der ohne fremde Hilfe nicht drei Zeilen Talmud lesen kann, selber das Urteil, das Hornak 1882 am Schluß seiner Besprechung der Loofs'schen Doktorarbeit über die Größe der Loofs'schen Selbstschätzung“ (Zeitschr. f. wiss. Kritik u. Antikritik I 5/6).“

Das ist also ein „Theologe von Weltruf“! Aber es gibt viele solcher Theologen von Weltruf! Dieser vermag - wie Schmidt sagt - „selbst urteilsfähige Leser zu übertölpeln“, er „versteht das Klappern und Brasseln“, er kann „eine wahrhaft „ungemeine“ Schimpferei“ veranstalten; er bedauert, daß die Aufklärung in die „unteren Schichten“ des Volkes dringt, und er besitzt eine entsprechende „Größe von Selbstschätzung“. Wir müssen uns also doch wohl bequemen, dem „Protestantenblatt“ in seiner Bewertung des Herrn Loofs als „Theologen von Weltruf“ ebenso zuzustimmen, wie bei seiner Kennzeichnung des Inhaltes der Schrift „Das große Entsetzen - die Bibel nicht Gotteswort“: „Das Heft enthält nichts, was nicht ein Student der Theologie in den ersten Semestern lernt“. Das hatte der Feldherr zwar nicht bezweifelt, nur wollte er, daß diese Sache über jene als „Gotteswort“ ausgegebene, von beliebigen Juden zusammengeschriebene Bibel dem ganzen Deutschen Volk bekannt wurde. Auch in den „unteren Schichten“, die der „Theologe von Weltruf“ bei diesem Volk so bezeichnend unterschied, gegen deren Aufklärung er sich aber in voller Übereinstimmung mit dem römischen Papst wandte, und sich zu diesem Zweck bemühte, die Ehre des großen Forschers Ernst Haedel bewußt und absichtlich herabzusetzen, um zu „beweisen“ - wie er schreibt:

„daß Herr Professor Haedel durch die Ignoranz, die er gezeigt, und durch den Ton, den er sich erlaubt hat, sich um die Ehre gebracht hat, in urteilsfähigen Kreisen“ (das sind die Theologen!!!) „als ein wissenschaftlicher Schriftsteller zu gelten.“

Herr Loofs hat aber seinen Zweck ebensowenig erreicht, wie die von ihm vertretene christliche Lehre der Welt das - oder irgendein - Heil gebracht hat. Allerdings ist Herr Loofs durch seinen Kampf gegen Ernst Haedel berühmt - oder besser berühmt - geworden. Aber schließlich wird auch ein Thersites in der „Ilias“ genannt, nicht weil man seine Schmähungen oder seine charakterliche Verkommenheit bewunderte, sondern die Taten jener Helden, die sich nur um so strahlender darstellen. Wie es Herrn Loofs gegangen ist, wird es wohl noch manchem „Theologen von Weltruf“ gehen. In dem vorstehend erwähnten Buche heißt es:

„Ernst Haekel gebühet der Ruhm, mit der Millionenverbreitung seiner Werke und mit den revolutionisierenden Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse, den Geist der arischen Völker für die ‚Mästel der Welt‘ und die ‚Wunder des Lebens‘ erneut aufgeschlossen zu haben. Er steht damit offensichtlich an der Schwelle des neuauftommenden Weltbildes lebens-gesetzlicher Prägung, um dessen Deutung und Zielsetzung im weltanschaulichen Kampf unserer Tage gerungen wird.“

Steht Haekel an der Schwelle dieses neuen Weltbildes, so steht Loofs am Ende des theologischen Weltbildes, am Anfang einer versinkenden Zeit. Alle jene „schönen“ und „edlen“ Eigenschaften, welche Heinrich Schmidt bei Herrn Loofs fand und die - wir müssen es schon glauben - doch wohl zu einem solchen Theologen von Weltruf gehören, werden nichts wider die Erkenntnis und Verbreitung der Wahrheit vermögen. Bereits im vorigen Jahrhundert jagte Friedrich Nietzsche:

„Was ein Theologe als wahr empfindet, das muß falsch sein: man hat daran beinahe ein Kriterium der Wahrheit.“

Heute weiß man, was man von derartiger theologischer Kampfweise, wie sie uns im Kampf gegen Ernst Haekel und den Feldherrn begegnete, zu halten hat.

Ein Bild aus der kirchlichen Sittengeschichte

Von Wilhelm Scheuermann-Freienbrint

Unter dem verwelksten Namen Hincmarus verbirgt sich ein Mann germanischer Abkunft, der eigentlich Inguimar hieß. Geboren am Anfang des 9. Jahrhunderts aus adligem westfränkischen Geschlecht, wurde er 845 Erzbischof von Reims und hat dann an den Hofintrigen unter Ludwig dem Frommen und Karl dem Kahlen einen großen Anteil gehabt, sich mit Päpsten und Kaisern herumgerauft und vertragen und zeit seines Lebens durch unablässige Zänkereien von sich reden gemacht. In der Kirchengeschichte ist er besonders erwähnt durch seinen Kampf gegen den Mönch Gottschalk, im übrigen könnte uns die ganze Gestalt sehr gleichgültig sein, wenn nicht zufällig, während so viele wichtige Quellen unserer frühen Geschichte verloren und absichtlich vernichtet sind, der ganze Schriftwechsel dieses händelsüchtigen Oberhirten der Kirche erhalten geblieben wäre. Durch ihn bekommen wir so tiefe Einblicke in die stückigen Zustände der christlichen Kirche auf germanischem Boden in ihren frühesten Anfängen, daß eine volkstümliche Schrift über diesen Hincmarus lange schon dringend notwendig wäre.

Im hier gegebenen Rahmen kann auf die Dinge, die augenblicklich wieder ganz besonderer Aufmerksamkeit wert sind, nur kurz eingegangen werden. Der Zweck ist, dem ewigen Oerede von dem zeitweiligen Verfall der Kirche ein Ende zu bereiten. Wenn es wieder einmal zu einem großen Krach gekommen ist, dann wird von kirchlicher Seite spät und zögernd eingeräumt, daß leider vorübergehend sehr bedauerliche Verfallserscheinungen eingetreten seien, die aber mit dem inneren Wesen der Kirche selbstverständlich nichts zu tun hätten. Das wird von katholisch-kirchengeschichtlicher Seite nachträglich sogar für das Reformationszeitalter zugegeben. Diese Darstellung ist bewußt falsch. Die Kirche zeigt uns bei ihrem Auftreten stets genau dasselbe Bild, das nur zeitweilig

einmal besonders offenkundig wird. Von einem „Verfall“ kann keine Rede sein. Sie hat nie anders ausgesehen und hat es ihrer ganzen Anlage nach auch nicht können.

Was das Zwischenspiel mit Gottschalk betrifft, um die im übrigen bis zu seinem Tod auf der Flucht vor den Normannen wenig bemerkenswerten äußeren Lebensumstände des Erzbischofs Hincmarus vorweg zu nehmen, so ist auch das eine für uns Deutsche nachdenkliche Geschichte. Gottschalk war der Sohn eines getauften sächsischen Strafen, der sein neugebenedenes Christentum nicht besser beweisen zu können glaubte, als dadurch, daß er den Jungen in kindlichem Alter in das Kloster Fulda steckte. Herangewachsen bekannte Gottschalk, daß er zum Mönch nicht taugte, und forderte seine Entlassung aus dem Kloster. Das wurde ihm verweigert, wobei der Abt, der bekannte Drabanus Maurus, sogar den Kaiser Ludwig den Frommen in Bewegung setzte. Gottschalk gelang es lediglich, in ein anderes Kloster überzugehen, wodurch er in den Sprengel und die Gewalt des Hincmarus geriet. Die Kirche sollte freilich an diesem Aufprießler wenig Freude erleben. Gottschalk verlegte sich auf tief sinnige Gräbeleien. In seinen Deutschen Kopf wollte es nicht hinein, daß der „liebe Gott“ ein solcher Pfuscher sei, wie es ihm die Kirchenlehre andichtete. Wenn Gott allmächtig ist, so behauptete Gottschalk, so läßt er sich nicht durch den Teufel seinen Willen nehmen und die Menschen verderben. Sondern wenn diese nach seinem Ebenbilde geschaffenen Wesen schließlich, wie die Kirche lehrt, zum Teil in der Hölle landen, so muß das Gott im Voraus so bestimmt gehabt haben. Gottschalk fand die gleiche Auffassung bei dem Kirchenvater Augustinus, und seine Beweisführung erregte großes Aufsehen und fand zahlreiche und bedeutende Anhänger. Für die Kirche aber war mit dieser Lehre von der Vorherbestimmung oder Praedestination der Fall der Ketzer gegeben. Da Gottschalk nicht widerrufen wollte, sondern Gegenbeweise verlangte, führte Hincmarus diese in der Weise, daß er den freidenkerischen Mönch einkertern und mit Ruten fast zu Tode peitschen ließ, und da das bei ihm noch nicht half, wurde er lebenslänglich in strengstem Klostergehwahrsam gehalten. Als man Hincmarus meldete, daß sein Opfer endlich dem Tode nahe sei, setzte er alles daran, um wenigstens auf dem Sterbebett einen Widerruf und eine Unterwerfung unter die Kirche der christlichen Liebe zu erzwingen. Das war vergeblich, Gottschalk ist in aufrechtem Troß gestorben, hat sogar das ihm angebotene Abendmahl verweigert und statt dessen eheliche Deutsche Fläche gegen seine Schinder und Quäler ausgestoßen, so lange ihm der Atem blieb, und zwar so „gräßliche“, daß die frommen Brüder, die sie anhören mußten, sie leider nicht aufgezeichnet haben, was sehr schade ist.

Hincmarus war die meiste Zeit seines Daseins mit der „Reformation“, der Erneuerung und Säuberung der Kirche beschäftigt, und zu diesem Zwecke hat er rastlos hirtendriefliche Erlasse herausgegeben. Sie sind es, mit denen wir uns etwas näher beschäftigen wollen, denn hier sieht man wie in einem Spiegel, welche Gebrechen nach Ansicht dieses hohen Geistlichen zu bekämpfen waren. Es hat sich von Anbeginn des Eindringens Roms in Germanien etwas an dringend zu bessernden Mißständen getan. Schon der erste Sachwalter des

Papsttums auf germanischem Boden, Bonifatius, hat unablässig „reformiert“. Das ist von da ab gar nicht mehr abgerissen. Noch ehe Hincmarus selbst, der in der Kirchengeschichte wegen seiner unablässigen „Reformationen“ besonders hervorgehoben wird, in Tätigkeit trat, hatte er in jungen Jahren erlebt, wie die sehr verfallene Kirchengucht in St. Denis wieder einmal wiederhergestellt wurde. Bald trat er dann selbst mit seinen Erlassen hervor, und es ist für das Folgende bezeichnend, daß dieselben Fragen und Vorbehalte immer wiederkehren. Das beweist, daß alle Aenderungsforderungen auf dem Bergament stehen blieben und daß in Wirklichkeit gar nicht gebessert worden ist.

Wie wir uns in dieser frühen Zeit, wo zu Hincmarus großer Besorgnis die neue Lehre bei den Germanen neben den heidnischen Überlieferungen noch nicht sehr fest saß, die Geistlichen vorzustellen haben, welche diese neue Lehre predigten, zeigen die Vorschriften des Hincmarus, daß die Geistlichen sich nicht in öffentlichen Schenken sinnlos betrinken, dort auch nicht lärmend Gauflieber singen und unanständige Geschichten erzählen sollen. Auch empfiehlt er ihnen, sich dort nicht in Raufereien einzulassen, bei denen es öfter Verwundete und Tote gäbe, und das alles legt er ihnen sehr dringend auch für die Leichenschmäuse ans Herz, mit dem besonderen Zusatz, daß sie bei solchen keine öffentlichen Dirnen unanständige Tänze aufführen lassen sollen. Da die immer wiederholte Warnung keinen Eindruck bei den Herren Hochwürden machte, drohte Hincmarus ihnen schließlich an, er werde jedem Laien das Recht geben, ihnen Pferd und Mantel wegnehmen zu lassen, wenn sie betrunken in Zechhäusern angetroffen würden. Friedlicher ist die Vermahnung, bei den regelmäßigen priesterlichen Zusammenkünften, die sie unter sich abhalten, das Sausen und Fressen nicht zur eigentlichen Hauptsache werden zu lassen.

Einen weiteren breiten Raum in den Erlassen des Hincmarus nimmt die Pfarzschin ein. Besonders am Herzen liegt ihm der offenbar stark eingerissene Brauch, daß sich die Geistlichen Frauenhäuser unter dem Vorwand unterhalten, von den Weibern Wollweberei und andere Gewerbe auf ihre Rechnung ausführen zu lassen. Aber auch der übrige „Zuwandel an Weibern“ und die Haushälterin machten ihm Kummer. Er erinnert daran, daß nach den kanonischen Vorschriften und dem Beispiel der Kirchenväter zur Führung des geistlichen Haushaltes nur solche Weiber in Betracht kämen, gegen die gar kein Verdacht bestehen könne, also am liebsten Mütter, Schwestern, Nichten oder bei Leuten, die erst im vorgeschrittenen Alter nach früherer Verheiratung in den geistlichen Stand getreten sind, auch Töchter. Hincmarus droht sternerunzelnd mit Amtsentsetzung und schweren Strafen, wenn einer seiner Geistlichen ferner des sträflichen Umganges mit Weibern überwiefen werde. „Dor lach ik öwer!“ durften dazu die also Vermahnten sagen. Wir werden hören, daß sie allen Anlaß hatten, sich über diese Hirtenbriefe nicht aufzuregen.

Weitaus am meisten beschäftigt sich freilich der eifernde Hincmarus nicht mit der sittlichen Aufführung seiner Geistlichen, sondern mit sehr weltlichen Dingen der pfarrherrlichen Einnahmen. Dazu hatte er recht gewichtigen Anlaß; wir müssen ihm durchaus zustimmen, wenn er es nicht schön findet, daß die Herren Pfarrer das Geld, welches ihnen zur Armenunterstützung zugewiesen wird, lieber

dazu verwenden, um ihre eigenen Kuh- und Schweinehirten zu bezahlen. Ebenso ist es nicht die richtige Verwendung, wenn sie die Beträge der Armentasse, statt den wirklich Bedürftigen, ihren Verwandten zuwenden. Indessen steht für Hincmarus doch die Besorgnis im Vordergrund, daß die Geistlichen Wege finden, sich eigenes Vermögen zu erwerben, während alles, was sie hinterlassen, zur Stärkung des Vermögens der Kirche vorbehalten sein soll. Aber den Bestand des Reichthums der Kirche wacht er eifersüchtig und zwar besonders auch gegenüber der weltlichen Gewalt, gegen Karl den Kahlen und Ludwig den Deutschen.

Ihnen gegenüber verteidigt er aber vor allem eifersüchtig das Recht der Geistlichen auf eine eigene Gerichtsbarkeit und verwahrt sich in den schärfsten Ausdrücken gegen die nach seiner Auffassung geradezu gotteslästerliche Zumutung, geistliche Sünder vor ein weltliches Gericht zu ziehen. Und das war der Grund, warum seine Geistlichen über alle Strafandrohungen, die er so überreichlich in seine Sendschreiben spitzte, vergnügt schmunzeln konnten. Denn mit der Untersuchung, die da in Aussicht gestellt wurde, sah es so aus: zunächst konnte, wenn es sich nur um „ein schlimmes Gerücht“ handelte, das gegen einen Verbrecher im Priesterrock vorlag, dieser einfach einen Reinigungseid schwören. Man kann sich aus verschiedenen heutigen Erfahrungen ein Bild davon machen, daß das manchen Herrschaften gepaßt haben mag und nicht wenige auch in der Gegenwart für dieses vereinfachte Verfahren des Hincmarus sein würden.

Nun gab es allerdings Fälle, wo das Gemüt des Oberhirten mit Bekümmernis wahrnehmen mußte, daß um ein Gerichtsverfahren schwer herumzukommen war. Das sah dann so aus: nach den Kirchengesetzen mußten außer dem Ankläger nicht weniger als sieben vollwertige Zeugen den Tatbestand gegen den Priester einstimmig eidlich erhärten, der Siebente sich obendrein einem Gottesurteil unterwerfen, etwa der Feuerprobe. Zu der Vollwertigkeit gehörte die Freiheit. Da inzwischen die Bauern in die Hörigkeit hinabgedrückt waren, so war es in Wirklichkeit so gut wie unmöglich, gegen einen Dorfpfarrer die nötige Zeugenzahl aufzubringen. War das aber, vielleicht in einer Stadt, dennoch zu befürchten, so konnte die Zahl der geforderten Zeugen auf vierzehn oder sogar auf einundzwanzig durch den geistlichen Gerichtsherrn hinaufgesetzt werden. Da muß es eine Lust gewesen sein, wegen sittlicher Verfehlungen angeklagt zu werden, selbst wenn der schuldige Geistliche sich nicht an die recht gemeinverständliche Empfehlung seines Oberhirten Hincmarus gehalten hatte, zu bedenken, „daß auch selbst der einfache Bauer, wenn er auch nur seinem Weibe die eheliche Pflicht tut, dies ohne Zeugen verrichtet.“ Es ist lehrreich zu sehen, mit welcher Rabulisterei Hincmarus die Forderung dieses großen Zeugenaufgebotes begründet. Zwar muß er zugeben, daß im Evangelium Matth. 18, 16 nur zweier oder dreier Zeugen Mund gefordert werden, ebenso I. Tim. 5, 19. Aber, sagt er, das sei nicht verbindlich, denn nach der heiligen Schrift hätten gegen die Susanna, den Naboth und gegen den Herrn selbst zwei Zeugen falsch bezeugt, und im übrigen stehe auch geschrieben, daß selbst die Engel nicht rein sind.

Nachdem Hincmarus so, übrigens in voller Übereinstimmung mit den Kirchengesetzen und dem Herkommen, an dem er diesmal nicht zu „reformieren“ für nötig findet, das Verfahren gegen straffällige Priester tatsächlich unmöglich

gemacht hat, und nachdem er dann selber erklärt hat: „Wenn freilich jemand sein Verbrechen nicht bekennt, oder dessen nicht gesetzlich überführt wird, so kann er auch auf keine Weise abgesetzt oder verurteilt werden“, mutet es wie ein Hohn auf die Vernunft an, daß er noch einmal ein rückwärtsgerichtetes Vorgehen gegen alle ankündigt, daß er ein fürchterliches Strafgericht abhalten wolle, wenn die Verfehlungen nicht aufhören. Er steigert sich dabei in folgende Worte, die ernst gemeint manchem seiner heutigen Amtsbrüder nicht übel anstehen würden:

„Ich bin diese Strenge mir selbst schuldig, damit es mir nicht gehe wie dem Elias, der in die Strafgerichte Gottes verwickelt wurde, weil er die Laster seiner Söhne duldete, aber ich bin es auch dem ganzen Stande schuldig, damit nicht durch das böse Beispiel des einen die anderen besseren angesteckt werden. Pflegt man es doch, sich bei den Tieren so zu halten, daß die Mäuligen abgefondert werden, damit nicht die ganze Herde zugrunde geht.“

Was bei alledem herausgekommen ist, erfahren wir unendlich unter anderem in dem langen Streite, den Hincmarus der Ältere mit Hincmarus dem Jüngeren ausgefochten hat. Der Letztere war der Nefse des Erzbischofs, dem dieser, noch ehe der hoffnungsvolle Jüngling das kanonische Alter erreicht hatte, zum Bischofsstuhle von Laon und anderen fetten Pründen verholfen hatte, wofür sich aber der Jüngere nicht genügend dankbar und ergeben gezeigt zu haben scheint. In diesem Streite kommt ein ehrenwerter Geistlicher vor, ein gewisser Rivinus, der sich in Amt und Würden befand und gegen den sonst weiter nichts vorlag, als daß er eine Nonne aus dem Kloster entführt hatte und sie als Weischläferin hielt, während von seinem Bruder Beatrix nur kurz vermerkt wird, daß er sich ähnlicher Vergehen schuldig gemacht habe. Die Sache endet damit, daß der Nefse dem Oheim dem Sinne nach schreibt: Schwamm drüber! Man soll den Feinden dieser Priester nicht zu viel Glauben beimessen.

Damit können wir von den Erlassen und Bemühungen des rastlosen „Reformators“ Hincmarus Abschied nehmen, denn die Proben genügen vollaus, um zu zeigen, wie es in der frühen Kirche der damaligen südgermanischen Länder ausgesehen hat, knappe zwei bis drei Menschenalter, nachdem Bonifatius sie romhörig gemacht hatte. Was sich hier an Verkommenheit aufzutut, waren so allgemein verbreitete Gepflogenheiten der damaligen Geistlichkeit, daß jede einzelne immer wieder zu erneuten und vergeßlichen Warnungen und Strafandrohungen geführt hat. Wenn wir das erstmal lesen, daß Hincmarus von seinen Geistlichen fordert, die Kirchengefäße und wertvollen Altardecken, die nicht ihr Eigentum sondern das ihrer Kirchen sind, nicht an Krämer und Juden zu verkaufen und zu verpfänden, so haben wir den Eindruck, daß eine derartige Vorschrift doch wohl überflüssig sein mußte. Finden wir, daß sie später noch und abermals wiederkehrt, so werden wir nachdenklich, bis wir aus den Urkunden erfahren, daß Bischöfe selber, so Rothad von Soissons, darin der übrigen Geistlichkeit mit ihrem Beispiel vorangegangen sind, wobei es ausnahmsweise, da hier die irdischen Güter der Kirche in Gefahr waren, goldene Kelche und Edelsteine, sogar zu einem Verfahren gekommen ist und diesmal auch die sonst nicht beibringbaren Zeugen nicht gemangelt haben. Nach alledem können wir uns vorstellen, wie der noch nicht unter das Joch geduckte Teil unserer Vorfahren die Glaubensboten heurteilt und geschätzt hat, die zu ihnen mit der Annäherung kamen, ihnen das Licht in der Finsternis zu bringen.

Fahrenflucht des Geldes

Von Hans Schumann

Auf dem 1. Großdeutschen Parteitage 1938 ist durch die Proklamation des Führers und durch die Rede des Ministerpräsidenten und Beauftragten für den Vierjahresplan Hermann Göring die Bedeutung einer Frage klar und eindeutig herausgestellt worden, die bis dahin von den - sagen wir, klassischen - Nationalökonomern und den meisten sogenannten Sachverständigen in geradezu unbegreiflicher Weise vernachlässigt worden ist: die Fahrenflucht des Geldes und ihre Bedeutung für die Wirtschaft.

Auf diese Frage beziehen sich folgende Sätze in der Rede des Führers:

„Gewiß: Mehr als gearbeitet kann nicht werden. Wenn in einem so großen Volk aber die ganze Nation produziert, so fließen diese gewaltigen Gebrauchsgüter wieder dem Konsum des ganzen Volkes zu. Denn man kann auf die Dauer wohl Geld aufspeichern oder Gold horten, aber keine Produktionsgüter, mögen diese nun Lebensmittel oder Waren sein. Indem wir also das Deutsche Volk zu einer immer höher steigenden Produktion aufstufen, ergibt sich von selbst die Notwendigkeit, diese Gebrauchsgüter im Kreislauf wieder dem Volke zuzuführen.“

Hermann Göring packte dieselbe Frage mit folgenden Worten an:

„Ganz schlimm sieht aber die charakteristische Seite dieser Herren aus, wenn sie noch dazu übergehen, Noten oder Verbrauchsgegenstände zu hamstern. Ich werde hier ein wachsameres Auge haben. . . . Im übrigen möchte ich den Herren zu bedenken geben, daß ein solches Spiel sehr gefährlich ist. Es ist gefährlich Noten zu hamstern, denn sollten einmal allzuviel Noten gehamstert sein, könnte es sich leicht ereignen, daß über Nacht diese gehamsterten Noten nichts mehr wert sein dürften. Es kann sich nun einmal niemand der deutschen Schicksalsgemeinschaft entziehen. Wenn die Herren bereit sind, im Guten davon zu genießen, dann sollen sie auch zum Reiche stehen, wenn sie dieses bedroht glauben. Niemand kann sich seiner Pflicht gegen Volk und Reich entziehen, kein Arbeiter und kein Bauer, kein Generaldirektor und kein Lehrling, auch nicht der Aktionär oder gar der Hamsterer von Bargeld.“

Gesunder Menschenverstand und der aufrechte Wille, vor keinem Problem zurückzuschrecken, wenn es sich um das Schicksal des Deutschen Volkes handelt, haben mit wenigen kühnen Worten eine Frage aufgegriffen und beantwortet, die wir im folgenden zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung machen wollen.

Der Nichtkenner wird es kaum für glaubhaft halten, daß die Frage der Geldumlaufstockung von denen bisher nicht behandelt, sondern vielmehr ängstlich umgangen wurde, die eigentlich dazu berufen waren: von den Fachleuten in den Banken und auf den Lehrstühlen. Aber auf keinem Gebiete der Wirtschaft werden kapitalistische Interessen von der theoretischen Wahrheit so in Mitleidenenschaft gezogen wie bei der Frage der Geldumlaufstockungen im besonderen und der Währung im allgemeinen!

Der bekannte Prof. Irving Fisher (USA.) füllte ein ganzes Buch mit geschichtlichen Beispielen über die Methoden, mit denen auf diesem Gebiete gearbeitet wurde und wird. (Irving Fisher, Feste Währung. Leipzig 1937¹⁾.

Nur zwei Beispiele!

¹⁾ Das Buch von Irving Fisher „Feste Währung“, Preis 9.80 RM. und die Schrift von Hans Schumann: „Geld und Arbeit“, Preis 1.- RM., können durch unsere Buchhandlungen bezogen werden.

Als im Jahre 1887 der englische Professor Alfred Marshall forderte, die Bank von England solle durch den Ankauf von Wertpapieren Banknoten ausgeben, um das weitere Sinken des Preisstandes zu verhindern, da schrieb die englische Zeitschrift „Economist“, das sei „unmöglich“, und „es sei überflüssig, mehr darüber zu sagen“. Heute gibt es auf der ganzen Erde keine Notenbank, die diese „offene Marktpolitik“ nicht befolgt.

Noch unglaublicher erscheinen die Vorgänge auf der „berühmten“ Weltwirtschaftskonferenz im Jahre 1933. Diese war einberufen worden, um das goldene Kalb, die Goldwährung, mit dem üblichen Tamtam wieder auf den Thron zu heben. Höchst programmwidrig jedoch telegraphierte (damals!) der amerikanische Präsident Roosevelt, er denke gar nicht daran, die amerikanische Wirtschaft einem goldstabilen Wechselkurs zu opfern - er werde vielmehr die Kaufkraft des Dollars stabilisieren. Es wäre nun wohl Pflicht und Aufgabe der amerikanischen Delegation gewesen, diesen Gedanken zu vertreten und durchzusetzen. Aber der Führer der amerikanischen Delegation, der Jude Warburg (!), erklärte, er sei „völlig unfähig dazu“, zu sagen, „was der Präsident unter ständiger Kaufkraft des Dollars verstehe“. Der Bod, den Roosevelt zum Gärtner gemacht hatte, stellte sich einfach dumm - und so ging die Konferenz (wenn man schon eine neue Festlegung auf das Gold nicht erreichen konnte!) wenigstens auseinander, ohne die Goldwährung grundsätzlich über den Haufen zu rennen.

Враи, илге Улвэллэри, ии тобхи 'и Вэллэлэридо 'вару, иице 'гэллэлэридо 'оэс Führers beendet, daß die Goldwährung ein Wahnwitz ist. Schließlich ist ja die Stabilität der goldfreien Deutschen Währung ein umso stärkerer Beweis ihrer Tauglichkeit, denkt man an die goldenen Sorgen der anderen.

Durch die Befreiung vom Golde wurden aber noch nicht alle Gefahrenquellen beseitigt, die einer Wirtschaft von der Geldseite her drohen. Für das Wohlergehen einer Wirtschaft ist es nicht nur wichtig, daß genügend Geld ausgegeben wird, sondern daß das ausgegebene Geld auch seine Dienste verrichtet und nicht - fahnenflüchtig wird; mit anderen Worten, daß es umläuft.

Was hilft einem Staate die allgemeine Wehrpflicht, wenn die Soldaten sich verstecken oder über die Grenze flüchten? Und was hilft die beste Geldverwaltung, wenn das Geld sich in die Strümpfe und Tresore verkriecht?

Denen, die behaupten, „nirgends werde Geld gehortet“, oder Geldhortung sei völlig ungefährlich, da es „allein auf die Produktion“ ankomme, seien einige geschichtliche Tatsachen entgegengehalten. Schon im 1. Buche Mose, Kap. 47, können wir lesen:

„Joseph brachte alles Geld zusammen, das in Ägypten und in Kanaan gefunden ward... und tat alles Geld in das („arsierte“) Banthaus Pharaos (und Cohns!). Da nun das Geld gebracht... kamen alle Ägypter und sprachen: Warum lässest Du uns vor dir sterben, darum, weil wir ohne Geld sind? Da sprach Joseph: Siehe, ich habe heute gekauft euch und euer Feld...“

Und in den Zionistischen Protokollen steht:

„Wir haben Wirtschaftskrisen zur Schäbigung der Sojim lediglich durch Zurückziehung des Geldes aus dem Verkehr hervorgerufen.“

Wenn manche die Möglichkeit einer umfangreichen Geldhortung bezweifeln, dann sind sie sich vielleicht nicht über die Größenordnungen im klaren, um die es sich hier handelt. Die umlaufende Geldmenge beträgt nur etwa den zehnten



An dem Tag, an dem vor 15 Jahren Erich Ludendorff mit dem Führer den Marsch zur Feldherrnhalle antrat und aufrecht durch den Kugelregen schritt, legte der Ludendorffs Verlag im stillen Gedenken an den Feldherrn und seinen Einsatz inmitten der Reihen der völkischen Kämpfer einen Kranz an der stillen Grabstätte in Tübingen nieder.

*„Dem Kämpfer für ein freies,
starkes Volk zum 9. Nov. 1923“*

Ludendorffs Verlag

Aufnahmen: v. Rennig

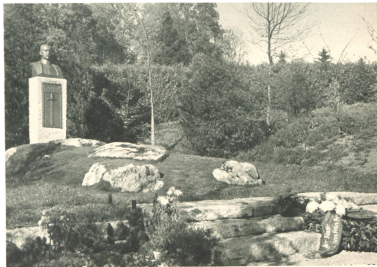


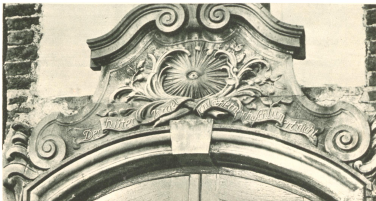


Bild links: So stellen die jüdischen Priester die Hände, wenn sie den Segen sprachen. (Lunbius: „Die alten jüdischen Heiligthümer usw.“ Hamburg, 1738 S. 738.) Nach dem durch die Priester dem Volk vermittelten Wohnlehren glaubte man, die „Wohnung Jahwehs“ sei beim Segnen auf den Händen der Priester und die 3 Räume ziehen sie hin“ (d. h. beziehe sie), was Cantic. 2, 9 hebet: „Siehe, er steht hinter unserer Wand, und sieht durchs Fenster, und guhet durchs Gitter“. Bild rechts: Auch heute noch diese Haltung der Hände. Zwei jüdische Rabbiner beim Segnen. Wie das Christentum und die Freimaurerei mit dem Tabentum zusammenhängen, zeigt sich besonders bei dieser Zeremonie des Segnens. Die dazu gesprochenen Worte lauten: „Der Herr

(Jahweh) segne dich und behüte dich! Der Herr (Jahweh) lasse sein Angezicht leuchten über dir, und sei dir gnädig! Der Herr (Jahweh) habe sein Angezicht auf dich, und gebe dir Frieden!“ Diese Worte der jüdischen Priester sind völlig die gleichen, wie sie der christliche Priester spricht. Die Freimaurerei hat die Haltung der Hände des jüdischen Priesters übernommen. Bild unten: Das „Große Notzeichen“ der Freimaurer auf kurze Entfernungen. Man beachte die Erklärung der Handhaltung der jüdischen Priester „... er sieht durchs Fenster und guhet durchs Gitter“. Demensprechend ist das bekannte Symbol des Dreiecks mit dem Jahwehauge gebildet, welches man an christlichen Kirchen findet, genauso wie es in der Freimaurerei eine bedeutende Rolle spielt. Aufn.: Lubenboff Verlag, Berlin



Das große Notzeichen



Das Jahwehauge an der Resener Kirche mit dem Spruch: „Der Hölzer Israel schlüfet noch schlummert nicht“.

Teil der in einer Volkswirtschaft bezogenen Einkommen. Sie macht unter Umständen einen noch geringeren Anteil aus in der Kreditverflechtung. Selbst wenn wir gleiche Einkommen voraussetzen, braucht von zehn Leuten nur einer und dieser nur ein Zehntel seines Einkommens zu horten, dann ist bereits der zehnte Teil des Geldes aus dem Verkehr verschwunden. Angesichts der ungleichen Einkommens- und Besitzverteilung ist ohne weiteres verständlich, daß es böswilligen Krisen sehr wohl möglich ist, „die Wirtschaft der Sojim durch Zurückziehen von Geld schwer zu schädigen“. Aber wir brauchen noch nicht einmal an dunkle Pläne überstaatlicher Mächte zu denken - an dieser Stelle finden allgemeinschliche Schwächen einen gefährlichen Anknüpfungspunkt: Feigheit, Faulheit und Eigennutz.

„Es ist nichts so feig wie ein Dollar - zwei Dollar ausgenommen.“ Selbstverständlich ist nicht der Dollar feig, sondern sein Besitzer. Viele Geldebefitzer haben, wenn Kriegswolken am Himmel emporsteigen, Angst, daß sie verhungern müssen. Daher horten sie Geld.

Ein treffendes Beispiel sehen wir in Frankreich. Lassen wir die Frankfurter Zeitung sprechen:

„Die tiefsten Spuren der wirtschaftlichen Mobilisierung finden sich im Geldkreislauf - an zwei Stellen fanden stärkste Anpassungen statt: Der Staat suchte in verstärktem Maße Geld zur Deckung der Teilmobilisierung an sich zu ziehen, und die Sparer, aus Sorge vor einem Moratorium (Sperrre für Kündigung von Guthaben!) oder um sich auf alle Fälle flüssig zu halten, an ihre Einlagen heranzutreten. Der Ansturm auf die Banken und Staatskassen nahm zunächst dem Staate die Möglichkeit zur Unterbringung neuer Schatzwechsel.“ Da er also keine neuen Schulden machen konnte, „trat die Notenzinnspreiße in Tätigkeit, der Notenumlauf stieg im September um 25 auf 124 Milliarden Franken.“ Nach der Krise stieß zwar ein Teil der abgehobenen Gelder wieder an die Banken zurück, aber „der noch im Umlauf verbleibende Rest der septembertlichen Aufblähung wäre jedoch noch immer groß genug, um den Währungsfonds zu überrennen, falls eine Franzflucht einsehen sollte.“

Wir haben hier ein geradezu klassisches Beispiel, mit welcher kläglichen Hilflosigkeit manche Staaten dem Problem der Fahnenflucht des Geldes gegenüberstehen. Man denke sich dieselbe Einstellung angewandt auf das rein militärische Gebiet! Stets gibt es Menschen, die sich bei drohender Kriegsgefahr gern reklamieren lassen würden oder anderweit „dünne machen“ möchten. Soldat sein im Frieden ist bekanntlich ungefährlicher als im Kriege. Der Staat nun - voller Rücksicht auf diese allzumenschliche Schwäche - erhöht die Löhnung, um die Fahnenflüchtigen auf diese Weise aus ihren Verstecken zu locken. Das Geld für diese Lohnerhöhung zieht er nun den Hinterbliebenenrenten derer ab, deren Männer in Pflichterfüllung ihr Leben ließen. Ist der Krieg vorbei, sorgt er sich um genügend Offiziersstellen für diejenigen, die aus ihren Verstecken hervortreten und nun - bürgerliche Berufe „fliehend“! - wieder Soldat spielen wollen.

Andenkbar, sagt jeder. Dem Staate sind zwar diejenigen lieber, die freiwillig und freudig zu den Fahnen eilen - aber für die anderen gelten die Kriegsgesetze. Wer die Fahne flieht, verliert sein Leben! Diesen Grundsatz wandte der Soldat Hermann Göring folgerichtig auch auf das Geld an: wer Geld hortet, muß damit rechnen, daß er sein Geld verliert!

Noch vor wenigen Wochen vertrat im „Sturm, der Zeitschrift der Wehrgemeinschaft“, ein Intendanturrat Dr. Waldeck den Standpunkt, auch Deutsch-

land müsse im Ernstfall zunächst die Geldmenge „aufblähen“ - was freilich „Notmaßnahmen“ zeitigen werde. Und noch vor Jahresfrist lehnte ein anderer jeden mechanischen Zwang zur Erzwingung eines Geldumlaufes „aus weltanschaulichen Gründen“ ab. Da heißt es nun freilich schnell umlernen!

Im Frieden sind es Faulheit und Eigennutz, die manche Menschen zum Geldhorten verleiten. Wie weit verbreitet diese Eigenschaften sind, zeigt eine Anzeige in der „Deutschen Frauenzeitschrift“. Dort wurde auf dem Heiratmarkt „zwecks Ehe“ (!) eine „junge Dame, evangelisch-lutherisch, edel, schön, gesund, wirtschaftlich, wohlherzogen, mit Aussteuer und Vermögen“ - gesucht „von einem charaktervollen Herrn, der nach Aufgabe seines akademischen Betriebes (!) ruhig und allein von seinen Zinsen lebt.“

Da sehen wir das „Hochziel“ aller Faulenzer: den „Betrieb“, das heißt die ehrliche Arbeit aufgeben und an der Seite einer jungen schönen Frau „ruhig und zu zweien von seinen Zinsen leben.“ Je höher die Zinsen sind, die sie von ihrem (oft nur ererbten!) Kapital beziehen, um so wohler fühlen sie sich. Daß sie in Wirklichkeit gar nicht von den Zinsen leben, sondern von der Arbeit anderer, bedrückt sie nicht. Wenn aber das Volk in fleißiger Arbeit das Kapitalangebot so gesteigert hat, daß der Zins immer niedriger wird, dann verlieren sie das Interesse (französisch heißt *intérêts*: Zins!) an der Wirtschaft - und bilden eine „Anlagefront“, d. h. sie horten das Geld, um einen höheren Zins zu erzwingen.

Die unmittelbarste Folge des Geldhortens ist eine Unterbrechung des Güterkreislaufes. Aus jeder Produktion „erwächst die Notwendigkeit, diese Gebrauchsgüter im Kreislauf wieder dem Volke zuzuführen.“ Ebenso wie das Geld sich

Tannenberg-Jahrbuch 1939

Zusammengestellt von Hanno v. Kemnitz mit Beiträgen von Dr. Mathilde Lubendorff und anderen Mitarbeitern. 96 S., 24 Bildtafeln auf Kunstdruckpapier. Preis 1.80 RM. Lubendorffs Verlag G.m.b.H., München 19.

Während sich der Deutsche Kampfkalender seinen Freundeskreis erst vor drei Jahren gemann, ist das Tannenberg-Jahrbuch seit fast einem Jahrzehnt eine alljährlich erwartete und willkommene Erscheinung. Für dieses Jahrbuch ist ein ganz bestimmter Rahmen gegeben, den 'in geeigneter Weise zu erfüllen, eine 'sehr schwere, rich' immer dunklere Aufgabe ist, die eine große Liebe zu Sache erfordert. Wie beliebt dieses Jahrbuch ist, geht aus der Tatsache hervor, daß es trotz steigender Auflage in jedem Jahre bald völlig vergriffen war, so daß viele spätere Besteller leider nicht beliefert werden konnten. Da aus manchen Gründen eine Neuauflage nicht vorgenommen werden kann, empfiehlt es sich daher, sofort die Bestellung aufzugeben.

In diesem Jahre, wo wir zum ersten Male den gewohnten unerschlichen Beitrag des Feindheeren in diesem Buche vermissen müssen, war die Herausgabe besonders schwer. Man muß jedoch sagen, die Zusammenstellung dieses, unseren Lesern so lieb gewordenen Jahrbuches, ist in jeder Hinsicht gelungen. Der reiche Inhalt ist in diesem Jahre besonders fesselnd, da viele Abhandlungen in einer erzählenden Form gebracht sind. Durch diese Art der Darstellung werden die Gedanken dem Leser außerordentlich lebendig und mühelos verständlich, zumal keine Abhandlung ohne bildliche Unterfütterung geblieben ist. Die Bilder, Erzählungen, Gedichte und kleinen Beiträge ernster und heiterer Art aus dem Gebiet des böhmischen Kampfes, des Lebens, der Deutschen Geschichte und Kultur machen das beliebte Buch durch ihren Inhalt und ihre Einteilung außerordentlich abwechslungsreich. Es ist auf diese Weise so recht ein Weltbuch geworden; ein Buch für die Zeit des Feierabends, wo man nach arbeitsreichem Tagewerk in einem Stündchen stiller Ruhe gern anregend unterhalten sein möchte. Die Mannigfaltigkeit des Inhaltes bietet Alt und Jung einen willkommenen, unterhaltenden wie belehrenden Lesestoff.

Enthielt das vorige Jahrbuch nur 20 Bildtafeln, so ist die diesjährige Ausgabe um 4 Bild-

entwertet, wenn nicht „für jede Mark, die in Deutschland mehr gezahlt wird, nun eine Mark mehr produziert wird“, ebenso bleiben die produzierten Waren liegen, wenn ihnen nicht mehr diejenige Geldmenge gegenübergestellt wird, die erforderlich ist, um sie im Kreislauf wieder dem Volke zuzuführen. Wer Geld einschließt, sperrt Arbeit aus. Die Fahnenflucht des Geldes zwingt das Schreckgespenst der Wirtschaftskrise herauf!

Vor dieser Gefahr steht heute wieder die Schweiz. Dort sind es vor allem die bisher im Auslande angelegten Kapitalien, die nun - aus Angst vor kriegerischen Verwicklungen - heimkehrten. Hier dienen sie nun aber nicht etwa der heimischen Wirtschaft und ermöglichen dadurch einen vorbildlichen Wohlstand. Weil das hohe Kapitalangebot den Zins zu stark gedrückt hat, werden Unsummen gehortet und hängen nun wie eine Wächte über dem schönen Schweizerlande. Natürlich ist man in den Kreisen der sogenannten Sachverständigen weit davon entfernt, der Regierung wirksame, mechanisch wirksame Maßnahmen gegen die „charaktervollen“ Fahnenflüchtigen zu empfehlen. Man rät ihr vielmehr, durch Aufnahme hochverzinslicher Staatsschulden das Geld aus den Verstecken zu locken. Die Zinsen für diese Schulden müssen natürlich diejenigen aufbringen, die ihre Arbeitskraft nicht aufspeichern können.

Denselben Vorgang beobachten wir auch in vielen anderen Ländern. Das einfachste Mittel, das Volk von der angeblichen Notwendigkeit weiterer Staatsverschuldung zu überzeugen, (denn den wahren Grund, Sicherung des arbeitlosen Einkommens, kann man doch nicht eingestehen!) besteht darin, ihm die Angst vor einem kriegerischen Überfall einzusößen. Dann greift der Spießherz gern in seinen

taseln bereichert. Wir können natürlich nicht den vielseitigen Inhalt in einer kurzen Besprechung würdigen. Wir möchten aber besonders betonen, daß die Darstellung von Frau Dr. Rathilde Lubendorff über den Feldherrn aus dem großen Werk „Erich Lubendorff, sein Wesen und Schaffen“ hier aufgenommen wurde, um allen denjenigen diese so wichtigen Ausführungen nahe zu bringen, die das große Werk noch nicht besitzen. Auf diese Weise soll das Wesen des Feldherrn weitesten Kreisen nahe gerückt werden. Ein Ausruf „Zwei unerschrockene Kämpfer gegen Rom“ zeigt das Wirken Ulrichs von Hutten und des weniger bekannt gewordenen Balihasar Hubmeier. Recht beachtliche Aufklärung gibt eine Abhandlung über die Krankheit Kaiser Friedrichs III. In einem fesselnden Ausruf eines Treibkorpskämpfers und Schilderung persönlicher Eindrücke aus der Schlacht bei Cambrai ist der selbstliche Kampfgelbst berücksichtigt. Die Romellen „Die Kreuzer“ und „Auf Rom“ sowie die Erzählung „Der Fennig“ bilden einige Hauptabschnitte aus dem unterhaltenden Teil. Außerst fesselnd und dramatisch ist eine dichterisch gestaltete Begegnung zwischen Friedrich Nietzsche und einem Philosophieprofessor. Sie macht den ungeheuren Abstand zwischen dem schöpferischen Philosophen und dem registrierenden Kathedermann lebendig und verständlich. In dieser Reihe der Abhandlungen ist auch der Ausruf „Höbel und das Christentum“ zu nennen, welcher die grundsätzliche widerchristliche Haltung des Dichters Friedrich Höbel zeigt. Sehr zu begrüßen ist auch die sprachliche Abhandlung von Dr. Rathildes „Deutsche Seele - Deutsches Wort“. Hier werden einzelne Worte, deren Bedeutung nicht ganz klar ist und die oft falsch angewandt werden, erläutert und ihrem Sinne nach richtig gestellt.

Wir konnten nur einzelne Abschnitte kurz andeuten. Es muß vieles ebenso Bedeutende ungenannt bleiben. Dazu gehören u. a. die tiefempfundenen und vollendeten Dichtungen, mit denen u. a. auch Erich Limpach vertreten ist.

Das Jahrbuch für 1939 bildet wiederum eine wesentliche Bereicherung unseres Schrifttums. Es wird trotz der unersehlichen Lücke, die wir durch die fehlende Abhandlung des Feldherrn schmerzlich empfinden, in diesem Jahre eine stille Freude bereiten und ein Ansporn zu weiterem Schaffen und zu neuem Kampf werden im Sinne des Vermächtnisses Erich Lubendorffs.

Strumpf, besonders, wenn die Verzinsung der Staatsanleihen so hoch ist, daß er „seinen Betrieb aufgeben“ und ruhig und allein (bzw. zu zweien) auch weiterhin faulenzeln kann. Oder gibt es einen anderen Grund dafür, daß ausgerechnet die USA mit ungeheuren Unkosten eine Flugabwehr aufbauen, die sich doch praktisch ebenso gut gegen den Mann im Monde richten könnte.

Am Zinsinteresse internationaler Faulenzer und ihrer Möglichkeit, ungestraft fahnenflüchtig werden zu können, scheitern alle Friedensbemühungen verantwortungsbewußter Staatsmänner. Ein tröstliches Zeichen bleibt jedoch die Tatsache, daß sich diese Erkenntnis auch in anderen Ländern jetzt ausbreitet. So schrieb der bekannte englische Militärschriftsteller Generalmajor Fuller - im Weltkrieg Generalstabschef und Schöpfer der englischen Landwaffe - in seinem kürzlich erschienenen Buche „Der erste der Völkerbundskriege“:

„Man sollte glauben, daß das Banksystem so geleitet werden müßte, daß es die nationalen Interessen fördert, anstatt den Aktionären zu Dividenden zu verhelfen, da ja das Geld nur ein Bindeglied zwischen Produktion und Verbrauch ist. Das ist aber gerade nicht der Fall. Es ist nicht an der Verteilung des Reichtums interessiert, sondern nur an der Erzeugung von Geld, um es mit Profit zu verleihen.“ „Die Menschheit kann Freundschaft und Frieden haben, aber nicht Muthet und Frieden. Daher werden auch die Kriege nicht aufhören, solange das heutige Geldsystem weiter existiert.“

„Angenommen, Deutschland führt ein vernünftiges Finanzsystem ein, in welchem kein Geld aufgekauft (also gebortet! Sch.) werden kann, dann wird die Goldblase platzen, und die Grundlagen des Staatskapitalismus brechen zusammen. Daher muß es um jeden Preis daran gehindert werden. Daher auch die sichersten Vorbereitungen zu seiner Vernichtung!“

1926 forderte der Feldherr in seinen Kampfzielen:

„Die Wirtschaft soll sich in die sittlichen Ideale des Volkes einreihen. Innerhalb der durch diese gesteckten Grenzpfähle entfaltet sie sich frei.

Sie hat das Volk mit allen Bedürfnissen billig und auch reichlich zu versorgen und möglichst unabhängig von fremder Einfuhr zu machen. Zuverlässigkeit ist ihre Grundlage. Verteuerung zugunsten einzelner Gruppen wird durch straffe Staatsgewalt ausgeschlossen.

Der Besitz des Einzelnen untersteht den sittlichen Forderungen der Volksgemeinschaft. Abschaffung von Eigentum ist unsinnig und untergräbt Rechtsbewußtsein und Leistungsfreudigkeit.

Arbeitvergütung muß im Einklang stehen mit der Leistung. Die Verwebung der Person mit Arbeit, Werk und Erfolgen wird Arbeitsfreudigkeit des Einzelnen und Arbeitsfriedens sichern. Der Eigennuß der Arbeitgeber und die Antwort darauf, der Klassenkampf der Arbeitnehmer, sind Krankheitserscheinungen entarteter Wirtschaftsformen in einem entwurzelten Volke und nicht etwa Wirkungen zivilisatorischer Fortschritte.

Das Geldwesen wird von allen fremdblütigen Verseuchungen gereinigt und nach deutschem Rechtsgefühl geordnet. Dabei liegt der Wertmesser des Geldes im Inlande, unantastbar für das Ausland.

Befreiung vom weltkapitalistischen Zinsjoch und sittliche Geldschöpfung werden Wohlstand für alle Deutschen bringen und dem unseligen Elend darbennder Deutschen in allen Schichten des Volkes ein Ende machen und alle Deutschen wieder in seinen Schaffenskreis eingliedern.“

Wer wird in diesem Weltkampfe siegen? Der Drache, der den Hort bewacht - oder der, der ihm das Schwert in die v e r w u n d b a r e n Weichen stößt?

Weltkrieg „vertagt“ bis . . . ?

(Die Hand der überstaatlichen Mächte)

Von Hermann Rehwaldt

I. Durch den Schiedsspruch von Wien am 2. 11. ist der letzte noch schwebende Rest der tschecho-slowakischen Frage bereinigt worden. Die Grenzen Ungarn-Tschecho-Slowakei stehen nun im wesentlichen fest, und das Unrecht von Saint-Germain ist - zum Teil - wiedergutmacht worden, ohne Hilfe der Genfer Liga, endloser Konferenzen und jüdisch-freimaurerisch-römischen Schachern, nur durch Vermittlung der Achse Rom-Berlin.

Die über Europa, ja über der Welt lastende Spannung der letzten Wochen ist gewichen. Die Kriegsgesfahr für 1938 ist beseitigt - obgleich der Jude seine Kriegshege mit Hilfe seiner Werkzeuge weiter fortsetzt. Wie wir an dieser Stelle bereits mehrfach zum Ausdruck gebracht haben, war der abergläubische Jude nicht mit ganzem Herzen dabei, da die kabbalistischen Voraussetzungen für den Erfolg in diesem Jahre nach seiner Meinung nicht gegeben sind. Er setzt nun alle Hoffnung auf das Jahr 1941, dessen Zahl $(1 + 9 + 4 + 1 = 15)$ für ihn „glückverheißend“ ist. Da dieses Jahr zudem den Anbruch des für alle Offizien höchst bedeutsamen sogenannten „Wassermannzeitalters“ bringen soll¹⁾, so haben die Völker mit eifrigem Versehen aller überstaatlichen Mächte zu rechnen, in diesem Jahre ernsthafteste Umwälzungen herbeizuführen. Hier ist nicht der Raum, dies näher auszuführen. Es sei nur kurz angedeutet, daß die Überstaatlichen sich vieles von diesem neuen astrologischen Zeitalter versprechen und daß es sich - nach ihrer Auffassung - nicht ohne gewaltsamen Umsturz der bisherigen „Weltordnung“ einführen wird.

Der selbe Mord des Juden Erhnßpan an dem Deutschen Botschaftssekretär vom Rath in Paris am 6. 11. dient der jüdischen Kriegshege, die Unruhe in die Völker säen will. Der 17 jährige Mörder ist selbstverständlich nur ein verhehtes blindes Werkzeug, und die Zukunft wird zeigen, ob die eingeleitete Untersuchung die wahren Schuldigen diesmal finden wird. Ein politischer Mord zur Beseitigung unliebsamer Gegner oder - wie in diesem Falle - zur Herbeiführung zwischenstaatlicher Spannungen ist das uralte mit Erfolg benutzte Kampfmittel aller überstaatlichen Mächte. Der jüdische Mord an Wilhelm Gustloff in der Schweiz ist noch in frischer Erinnerung. Der Freimaurermord von Serajewo, der unter Duldung von Jesuiten und Rom erfolgte²⁾ und den Weltkrieg entsetzte, ist ein klassisches Beispiel solcher Kampfweise. Zahlreiche Fürstenmorde belasten die Gesellschaft Jesu - es sei nur an die Ermordung Wallenstein und Heinrich IV. von Frankreich erinnert. Auch die „Weissen von Tibet“ mochen darin keine Ausnahme, wie die Tätigkeit der chinesischen Geheimgesellschaften und z. B. die Ermordung Tschang-Tsolins beweist. Der politische prebulatorische Mord gehört eben zur verbrecherischen Tätigkeit der überstaatlichen Mächte. Wir wollen hoffen, daß dieses neue schreckliche Verbrechen Judas - es ist übrigens abwegig, von polnischen, französischen usw. Juden zu reden, es gibt eben nur jüdische Juden - den Völkern die Augen auf das Wesen und Wirken ihrer Feinde, der überstaatlichen Mächte öffnet. Sie werden auch dieses Mal die Schuld abstreiten, wie das romhörige Zentrum 1874 die Schuld an dem Kullmann-Attentat abstreift, so daß Bismarck im Reichstag die Tatsache feststellen mußte:

„Ja, meine Herren, verstoßen Sie den Mann, wie Sie wollen! Er hängt sich doch an Ihre Rockschöße!“

Von diesem Gesichtspunkt ist auch die von verschiedenen britischen Politikern betriebene Kriegstreiberei zu betrachten, die sich mit dem Ergebnis des „Tages von München“, das am 30. 9. 1938 verkündet wurde, immer noch nicht abfinden wollen und offen die Bekämpfung der „totalen“ Staaten predigen. Dazu gehören die Herren Eden, Duff Cooper und Churchill, die mit dem Papanz „Diktaturstaaten“ eine weitgehende Aufrüstung Englands zu erzwängen trachten. Dem Letzgenannten, der sich durch Radio mit einem Hilferuf an Amerika gemandt hatte, antwortete der bekannte amerikanische Zeitungsmensch Hearst mit einer glatten Abfage - nicht aus Freundschaft für die „totalen“ Staaten, sondern aus Ablehnung der imperialistischen Politik Frankreichs und Englands heraus.

Deutschlands Stellung diesem Treiben der überstaatlichen Mächte gegenüber umriß der Führer namentlich in seiner großen Rede in Weimar. Er prangerte die Kriegshege des Herrn Churchill an und sagte:

„Es hat sich in der Welt die seltsame Gepflogenheit herausgebildet, die Völker in sogenannte autoritäre, d. h. disziplinierte Staaten und in demokratische Staaten einzuteilen.

¹⁾ S. entsprechende Abhandlungen der letzten Folgen. ²⁾ S. H. Rehwaldt, „Das schleichende Gift“.

³⁾ S. E. Ludendorff, „Kriegshege und Völkermorden“ und „Wie der Weltkrieg 1914 „gemacht“ wurde“.

In den autoritären, d. h. in den disziplinierten Staaten ist es selbstverständlich, daß man fremde Völker nicht verbummelnd, nicht über sie lügt und nicht zum Kriege hetzt! Aber die demokratischen Staaten sind eben „demokratisch“, d. h. dort darf dies alles geschehen!

In den autoritären Ländern ist eine Kriegshetze natürlich unstatthaft, denn ihre Regierungen sind ja verpflichtet, dafür zu sorgen, daß es keine Kriegshetze gibt. In den Demokratien aber haben die Regierungen nur eine Pflicht: die Demokratie überhaupt zu erhalten, d. h. die Freiheit, wenn notwendig auch zum Kriege hetzen zu dürfen!“

Einleitend stellte Wolff Hitler fest, daß Deutschland nicht den Krieg wünscht und seine Wehrmacht nur zum Schutze des Friedens aushaut:

„Als friedsliebender Mann habe ich mich bemüht, dem deutschen Volk jene Wehr und Waffen unumkehrbar zu schaffen, die auch andere vom Frieden zu überzeugen geeignet sind. Es gibt nun allerdings Leute, die den Igel hassen, weil er Stacheln hat. Sie brauchen freilich diesem Tier nur seine Ruhe zu lassen. Es hat noch kein Igel angegriffen, es sei denn, er wurde selbst bedroht. Das möchten auch wir uns vornehmen! Man soll uns nicht zu nahe treten.“

Wir wünschen nichts anderes als unsere Ruhe, unsere Arbeitsmöglichkeit und das Lebensrecht für unser Volk, das gleiche Recht, das auch die anderen für sich in Anspruch nehmen.“

Im gleichen Sinne brühte sich der Führer auch in seiner Rede am 8. 11. auf dem Kameradschaftsfest der Alten Kämpfer im Bürgerbräukeller in München aus: Die Deutsche Wehrmacht als Würger des Friedens. Darin liegt die Bedeutung und der Sinn der Deutschen Wehrhaftigkeit. Der Feldherr sprach es in seiner Rede vor dem Münchner Volksgesicht am 29. 2. 24 mit folgenden Worten aus:

„Wir wollen nicht einen Rheinbund von Frankreichs Gnaden, nicht einen Staat unter dem Einflusse marxistisch-jüdischer oder ultramontaner Gestalten, sondern ein Deutschland, das nur den Deutschen gehört, und darin nichts herrscht als Deutscher Wille, Deutsche Ehre und Deutsche Kraft! Einen Hort des Friedens - so wie zu Bismarcks Zeiten.“

Deshalb begrüßte der Feldherr Erich Ludendorff aus vollem Herzen die Wiedergewinnung der Deutschen Wehrhaftigkeit durch Wolff Hitler am 16. 3. 35 und sprach den in seinen Feldherrnerfahrungen begründeten Wunsch aus:

„Der 16. 3. hat mein heißes Sehnen erfüllt; er wird ein entscheidender Wendepunkt Deutscher Geschichte, ja der Weltgeschichte sein, wenn hinter der neu ins Leben gerufenen Deutschen Wehrmacht ein gesundes, starkes, geschlossenes - feilsch geschlossenes Deutsches Volk zu stehen kommt, das als Hort des Friedens den Völkern zeigt, wie auf der Grundlage der Aterhaltung und Freiheit auch sie wieder zu lebensfähigen Gebilden werden.“

Deutschland ist wieder wehrhaft - der Kampf um die feilsche Geschlossenheit des Volkes geht gemäß dem Vermächtnis des Feldherrn weiter, damit das Deutsche Volk feilsch und materiell wehrhaft dem Streben der Überstaatlichen, einen neuen Weltkrieg zu entfachen, entgegenzutreten kann.

II. Der Krieg ohne Kriegserklärung zwischen Japan und China geht nach Einnahme von Hankau und Kanton weiter, doch die Verlautbarungen japanischer amtlicher Stellen lassen durchblicken, daß die Japaner den Kampf bereits als entschieden ansehen. Das „Hbg. Fremdenblatt“ v. 27. 10. schreibt:

„Der neuernannte Votschafter in Rom, Ohiratori, der eine maßgebende Persönlichkeit der gegenwärtigen japanischen Außenpolitik ist, gewährte mit ein Interview über die politische Bedeutung des Falles von Hankau.“

Nach den Erklärungen Ohiratoris ist die Einstellung der Feindseligkeiten in Kürze zu erwarten. Sie kann ohne Friedensschluß erfolgen, da keine Kriegserklärung stattgefunden hat. Den Chinesen sind die Möglichkeiten für die Fortsetzung des Krieges zum größten Teil genommen worden, denn dadurch, daß Hongkong von den Südpfingern abgeschnitten worden ist, verliert die materielle Grundlage sehr nicht mehr aus. Für Tschiang Kaischek ergeben sich zwei Möglichkeiten: Entweder flieht er ins Ausland oder er wird ein ungeschicklicher Lokalgeneral. Man hat noch mit Guerillakämpfen kommunistischer Elemente und mit der Wirksamkeit der Sowjetagitation zu rechnen. Diese Auseinandersetzung wird noch längere Zeit in Anspruch nehmen.

Die Endregelung für China stellt ein Jahrzehredtwef dar. Neu-China wird ein zweites Mandschukuo sein. Nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika werden vorwiegend mehrere selbständige Einzelregierungen errichtet werden, über denen ein gemeinsamer Staatspräsident stehen wird. In militärischer und außenpolitischer Hinsicht wird für das neue China die Allianz mit Japan maßgebend sein. Ferner ist eine Jollunion vorgesehen. Außenpolitische Komplikationen ernstest Art sind nach der Ansicht Ohiratoris nicht zu erwarten, da Japan kein territoriales Ziel verfolgt. Die militärische Befestigung der Insel Hainan ist

nicht im Sinne des Völkerrechtes vertragswidrig, und China bleibt Besitzer der Insel. Die Rechte der fremden Mächte bleiben nach wie vor unangetastet. Finanzielle Mitarbeit ist erwünscht. Deutsche Technik, Industrie und Handel werden bevorzugt arbeiten können. Aber ungeachtet dieser großzügigen japanischen Einstellung gegenüber den fremden Mächten ist jetzt das Ende der englischen Vorherrschaft in Ostasien für alle Zeit gekommen.

Ein neues Kapitel der japanischen Geschichte beginnt. Das außerordentlich schwierige Aufbauwerk erfordert die Geschlossenheit der ganzen Nation unter ihrer politischen Führung. Daher werden die innenpolitischen Reformen weitergeführt werden. Die liberale Ära geht auch in Japan zu Ende. Das japanische Volk kehrt zurück zu dem totalitären Staat alt-japanischer Tradition.

Nach der - ziemlich unklar gehaltenen - amtlichen Erklärung der japanischen Regierung schickt sich Japan jedenfalls bereits an, die zwischen China und den Westmächten bestehenden Verträge einer „Revison“ zu unterziehen, eingeschlossen den Neunmächtepakt, in dem Chinas Unabhängigkeit und Unversehrtheit verbürgt wurde. M.N. v. 5. 11. meldet darüber:

„Die japanische Presse beschäftigt sich weiter sehr eingehend mit der Erklärung der japanischen Regierung zum Chinakonflikt und hebt hervor, daß eine Aufklärung über Einzelheiten der einschlagenden Politik, und zwar nicht nur gegenüber China, sondern auch gegenüber dritten Staaten, zu vermieden sei. Tokio macht Shimbun¹⁾ bemängelt, daß der Begriff Neuordnung Ostasiens²⁾ nicht näher erläutert wurde. Der Ausbau eines wirtschaftlichen Blocksystems sei ebenso wichtig wie die Ausgestaltung ausländischer Beziehungen. Die mit internationalen Beziehungen zusammenhängenden Fragen sollten nachdrücklicher hervorgehoben werden, als nur durch die immer wiederkehrenden Versicherungen über die Wahrung fremder Rechte und Interessen. Auf diese Weise könnte, so bemerkt das Blatt, Japan sich auch gegenüber Deutschland und Italien erkenntlich zeigen, die im Interesse der gemeinsamen Sache gegen die Komintern wirtschaftliche Opfer gebracht haben. Ferner könnten so England und Frankreich gezwungen werden, der Neuordnung in China Rechnung zu tragen. Weder Japan noch fremden Mächten sei mit der Wiederholung abgedroschener Grundsätze über die japanische Politik gedient.

Die Wirtschaftskreisen nahestehende Ishigai Shugio Shimbun³⁾ vermutet, England würde aufgefordert werden, anzuerkennen, daß der Schutz seiner Rechte und Interessen in China ganz von dem politischen Einfluß Japans abhängig sei. Mit Bezug auf eine amerikanische Note, welche die Politik der „offenen Tür“ und den Schutz der Rechte und Interessen Amerikas in China zum Gegenstand hatte, erklärt die Zeitung, daß Japan gegen die Betätigung der freien Wirtschaft in China nichts einzuwenden habe. Dagegen müsse die japanische Regierung jede Forderung energisch zurückweisen, sofern sich politische Motive dahinter verbergen. Falls sich dritte Staaten absolut unzugänglich zeigten, sei Japan fest entschlossen, den Neunmächtevertrag zur Befreiung Ostasiens und zur Einrichtung der Neuordnung im Fernost⁴⁾ außer Kraft zu setzen.

Auch der Sprecher des japanischen Außenamtes erklärte, was Japan anbelange, sei dieser Vertrag „praktisch tot“. An Stelle des Neunmächtepactes werde ein Dreimächtevertrag zwischen Japan, Mandschukuo und China erwogen. China stehe als „unabhängigem souveränem Staat“ das Recht zu, mit den einzelnen Unterzeichnern des Neunmächtepactes gesondert zu verhandeln.

Die Parole „Asien den Asiaten“, die in der japanischen Glaubenslehre begründet ist⁵⁾, bedichtet sich jeden Tag mehr zur rauen Wirklichkeit, die allerdings weder Deutschland noch Italien unmittelbar berührt, sondern nur den Mächten bedrohlich erscheint, die sich um ihren Kolonialbesitz in Ostasien sorgen müssen. Vor allem wird durch die Tatsache, daß Japan den Rücken in China frei bekommt, Sowjetrußland betroffen, das immer noch von inneren Wirren, Säuberungaktionen⁶⁾ und üblichem Terror gelähmt wird. Die in dem „Schicksalsjahr“ bevorstehende Auseinandersetzung scheint sich in erster Linie auf Kosten des Sowjetparadieses vorzubereiten.

Die Westmächte widmen erhöhte Aufmerksamkeit dem Ausbau ihrer ostasiatischen Festungen, wobei das englische Festungsbereich Hongkong-Singapur-Darwin (in Australien) die wichtigste Rolle spielt. Der Umstand, daß der Bruder des englischen Königs, der Herzog von Kent, zum Generalgouverneur von Australien ernannt wurde, deutet darauf hin, welche Bedeutung Großbritannien der reibungslosen Zusammenarbeit zwischen dem Mutterland und Australien beimißt.

III. Die Lage im Nahen Osten ist unverändert. Die Kämpfe in Palästina dauern an, immer neue Pläne tauchen auf, die niemand zuzagen und keine Dauerlösung versprechen. Die Presse widmet den Ereignissen auf diesem kleinen Küstenstreifen des Mittelmeeres große Aufmerksamkeit. Die arabische Welt ist in Bewegung, doch das entscheidende Wort ist noch nicht gesprochen. Auch in Ägypten herrscht, wie der WS, am 4. 11. schreibt, „Rüstungsstille“:

¹⁾ S. Folge 21/37/38 „Östliche Sendung“ in West und Ost“.

„Bis zum Jahre 1940 soll nach einem festgelegten Plan die aktive Stärke des Heeres auf 100 000 Mann gebracht werden. Die Luftwaffe soll bis zum gleichen Zeitpunkt tausend Flugzeuge umfassen - gegenwärtig zählt man keine hundert. Das neue Rekrutierungs-gesetz, das keinen Lokauf von der Dienstpflicht mehr zuläßt und die aktive Dienstzeit auf zwei Jahre festlegt, tritt in den nächsten Wochen in Kraft und gibt die Voraussetzung für die zahlenmäßige Verstärkeung des Heeres ab.

Völlig neu sind die ägyptischen Flottenpläne, die zum erstenmal während des Sommerbesuches des ägyptischen Kriegsministers in London aufgetrissen, mit englischen Experten beraten wurden und nun in bindenden Entschlüssen gereift sind. Bis zum Jahre 1940 soll eine Flotte von insgesamt 36 Einheiten geschaffen werden, die ausschließlich Aufklärungs-zwecken und der Küstenfontrolle dienen soll. Ihre Kosten beziffern sich auf etwa dreieinhalb Millionen Pfund, wovon bereits ein erster Kredit in Höhe von etwas mehr als eine Million zur Verfügung gestellt wurde. Es handelt sich um kleine, sehr schnelle Schiffe, Minensuchboote und Minenleger. Alle Schiffe werden auf englischen Werften gebaut. Eine Gruppe von Offizieren wird zu Ausbildungszwecken auf englische Marineakademien entsandt, die Matrosen erhalten ihre Ausbildung auf Schiffen der englischen Mittelmeerflotte. Im kommenden Jahre soll in Alexandria ebenfalls eine Marineakademie unter englischer Leitung eröffnet werden.“

So scheint auch hier die Entscheidung auf das Jahr 1941 hinausgeschoben zu sein. Es ist dabei noch fraglich - bei der raschen Entwicklung der Dinge auch im Osten - ob Ägyptens Fleischtöpfe, d. h. Rüstungen dem heute so hilfsbereiten England zugute kommen werden. Die „Weifen von Tibet“ haben einen langen Arm. Die „DWZ.“ bringt hierzu eine bemerkenswerte Notiz (am 19. 10.):

„Wenn kürzlich durch die ausländische Presse vereinzelt die Nachricht ging, es bereite sich allen Ernstes eine antikommunistische Front zwischen Japan und dem Mohammedanismus vor, so beweist das sporadische Auftreten dieser Nachricht, daß man im allgemeinen vorsichtig und abwartend dieser Rekka-Tokio-Idee gegenübersteht. Nun haben die „Orient-Nachrichten“ das Thema wieder aufgegriffen und bringen mancherlei Beweismaterial dafür, daß es Rekka und Tokio wirklich ernst mit ihrer antikommunistischen Liga sei. Dummerhin, mehr als ein „on dit“ weiß auch dieses Organ des Deutschen Orientvereins nicht zu nennen. Das einzige wichtige Faktum ist die Einweihung der Moschee in Tokio durch den jemenitischen Prinzen Emir Hussain; dieser Prinz weilte bereits seit Rai in Japan, und es ist klar, daß sein dortiger Aufenthalt mit der Bildung der Liga in Verbindung gebracht wird. Nun sollen an der Gründung der antikommunistischen Liga in Tokio Vertreter der Türkei, der arabischen Staaten, Irans, Afghanistans, Indiens, Chinas, der russisch-muselmanischen Emigration und Irak's teilnehmen. Für Japans positive Haltung gegenüber dem Islam wird ferner angeführt, daß schon seit längerer Zeit in Tokio ein islamisches Seminar besteht, daß mit staatlichen Zuschüssen eine islamische Hochschule in Tokio existiert, die für junge Muselmanen der ganzen arabischen Welt offensteht; die Zahl der Islamstudenten ist in Japan achtmal so groß wie in Italien, wo für diese ja ebenfalls Stipendien und Freiplätze aufgewendet werden. Endlich ist noch eins interessant, daß der fanatischste Vorkämpfer gegen den Bolschewismus in Japan der Führer der japanischen Muselmanen, ein gewisser Abdul Hai ist, ein russischer Emigrant. In diesem Mann laufen nun die Fäden zusammen: Rekka-Tokio und Antikomintern. Als bedeutsames Argument für die Wahrscheinlichkeit der Linie Rekka-Tokio führen die „Orient-Nachrichten“ dann noch die wirtschaftliche Durchdringung der muselmanischen Welt durch Japan an; gerade dadurch, daß die japanischen Wirtschaftsagenten selbst schon häufig Mohammedaner seien, sei ihnen und den japanischen Exportgütern eine weit günstigere Aufnahme gewiß, als sie Nicht-Muselmanen gewährt würde. Hält man neben diese Angaben noch jenes Wort des damaligen Außenministers Hirota, der im Parlament zu dem Thema Rekka-Tokio offen erklärte, man habe in Japan allerdings die Absicht, mit den Muselmanen in engsten Kontakt zu kommen, man habe daher bereits einen Gesandten nach dem Iran entsandt und von dort einen Gesandten für Tokio angefordert, so ist das deutlich genug. Aber immer noch nicht so deutlich, als daß es an dem baldigen Zustandekommen der Liga Rekka-Tokio nicht noch gewisse Zweifel geben könnte. Es scheint deshalb auch noch nicht an der Zeit zu sein, über die Rekka-Tokio-Linie Kombinationen anzustellen. Es sei noch die Zeitung „al-Achbar“ zitiert, die zu dem Thema schreibt: „Zum Abschlusse eines derartigen Vertrages wird sicher sehr lange Zeit nötig sein.““

IV. Auf dem kürzlich in New Orleans stattgefundenen eucharistischen Kongreß vertrat der bekannte Stueellagenfabrikant Kardinal Mundelein von Chicago den römischen Papst als dessen Legat. Nach Abschluß des Kongresses begab sich Herr Mundelein nach dem Vatikan, wo er von seinem heiligen Vater kuldvoll zur Berichterstattung empfangen wurde, nachdem er am 27. 10. mit dem vielseitigen Präsidenten Roosevelt gespeist hatte. Es wird bereits von Einrichtung einer Gesandtschaft der USA. beim Vatikan gemunkelt.

Aus anderen Blättern

Der Dank des Rabbi

Mit Stolz gibt das Staatssekretariat des Vatikans ein Telegramm bekannt, das der Großrabbi von Ägypten, Haim Kahoun, „im Namen der jüdischen Gemeinde“ an Papst Pius XI. gerichtet hat. In diesem Telegramme bekennt sich der Rabbi anlässlich der jüngsten Rede des Papstes „für die edlen und ritterlichen Proteste des heiligen Stuhles gegen die gottlosen Anschläge der Feinde des Rechtes und der göttlichen Befehle in der Welt“. Bekanntlich hat Pius XI. in der letzten Zeit wiederholt gegen die Einführung der Rassegesetze in Italien protestiert.

Der Dank der Hebräer sei dem Papst gegönnt. Nur muß sich, wer sich ihrer Freundschaft erfreut, gefallen lassen, daß man ihn unter das Urteil des Sprichwortes stellt: Sage mir, mit wem du umgehst ... (D. Freiheitstampf, Dresden, 30. 10. 38.)

Kardinal Kaspar hat Sorgen

Auch Kardinal Kaspar von Prag hat seine Sorgen. Auf einer Konferenz des Episkopats der Tschecho-Slowakei, die dieser Tage einberufen wurde, sollen diese Räte zur Sprache kommen. Diesmal aber geht es nicht, wie vor wenigen Monaten noch, um die Maßregelung deutscher Klöster wegen ihres Beitritts zur EöP., sondern um das Wohlbefinden des Prager Erzbistums selbst. Man fragt sich nämlich, wie man das reiche Kirchengut zurückbekommt, das nach der neuen Grenzziehung jetzt in deutschem Gebiet liegt. Der tschechische Kardinal und seine „Schäflein“ kommen nämlich ohne diese Länderzettel, die ihm als ertragreiche Einnahmequellen besonders am Herzen liegen, in arge Bedrängnis.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß es höchste Zeit wird, daß Kardinal Kaspar die tschechischen Pfarrer und Mönche aus dem abgetretenen Gebiet abberuft! (D. Freiheitstampf, 29. 10. 38.)

Weniger Klöster - mehr Mönche

Seit dem Verfassungsjahr 1919, in dem religiösen Genossenschaften volle Freiheit der Gründung, Niederlassung und Bestätigung gewährt wurde, konnte bis 1930 eine Zunahme von 274 männlichen und 1171 weiblichen Ordensniederlassungen verzeichnet werden; in 11 Jahren also 1545 Neugründungen, wobei auf den Monat etwa 12 bis 13 Neugründungen entfallen.

1919 gab es in Deutschland 6040 Klöster. Die Entwicklung ging dann so vor sich:

1920:	6091	Kloster-niederlassungen,	Zunahme:	51
1922:	6802	Kloster-niederlassungen,	Zunahme:	711
1924:	6899	Kloster-niederlassungen,	Zunahme:	97
1925:	7025	Kloster-niederlassungen,	Zunahme:	26
1926:	7178	Kloster-niederlassungen,	Zunahme:	153
1927:	7248	Kloster-niederlassungen,	Zunahme:	70
1930:	7506	Kloster-niederlassungen,	Zunahme:	258
1932:	7787	Kloster-niederlassungen,	Zunahme:	281

Für diese Zeit also ließe sich errechnen, daß fast jeden dritten Tag ein neues Kloster entstand. Interessant wird aber nun die Entwicklung nach 1933. Nach Angaben des (von den Jesuiten Kofse redigierten) „Kirchlichen Jahrbuches“ ist die Zahl der klösterlichen Niederlassungen in der Zeit vom 1. Januar 1933 bis zum 31. Dezember 1935 von 7787 auf 8651 gestiegen; mithin erfolgte eine Klosterneugründung auf je 1,26 Tage.

Ein Rückschlag folgte erst in der Zeit von 1935 bis 1937. Die Anzahl der Klöster sank von 8651 auf 7515; dazu gibt die „Protestantische Rundschau“ weitere Einzelheiten:

Priesterorden 1935: 514 (1937: 525), Laienorden 1935: 147 (1937: 132), Schwesternorden 1935: 7990 (1937: 6858).

Eine andererseits Entwicklung weisen die Zahlen der Klosterinsassen auf. Bis 1935 konnte ein Zuwachs von 1911 männlichen und von 10 690 weiblichen Klosterinsassen festgestellt werden. Eine zahlenmäßige Abnahme konnte von 1935 bis 1937 nur bei den Laienorden (von 2446 auf 2176) und bei den Ordens (Abnahme bei den Priesterorden um 394, bei den Laienbrüdern um 334, bei den Ordensschwwestern um 3034) verzeichnet werden. Der Gesamtzuwachs betrug 12 331, von 98 453 (1935) auf 110 784 (1937). Die Tendenz ist also: Anwachsen der Klosterinsassenzahl bei fallender Anzahl der Kloster-niederlassungen.

(D. M. S., 14. 10. 38.)

Wolf und Kirche

Was dem Besucher aus dem Reich bei den Menschen der Ostmark besonders auffällt, ist die Ablehnung, um nicht zu sagen Segnerschaft den Fragen der katholischen Kirche gegenüber, die uns in Erstaunen versetzt. Vielleicht täte es so manchem Priester bei uns gut, eine Studienreise in die Ostmark zu machen und Vergleiche zu ziehen. Diese Einstellung der Ostmärker ist aber nicht etwa das Ergebnis „gottloser“ und „neubeidnischer“ Propagandareden.

sondern wurzelt in den bitteren, ja schrecklichen Erfahrungen, die jeder einzelne mit seiner Kirche machen mußte, wenn er sich zu Deutschland und zum Rationalsozialismus bekannte. Wo wir einfache Menschen aus dem Volke trafen, die einen geradezu fanatischen Haß gegen ihren Bischof im Herzen trugen, weil sie ihm die Schuld gaben, daß Kameraden am Strang erbeneten, so wies dies ein bezeichnendes Licht auf die schwere Schuld, die manche Bischöfe in der Dittmar auf sich geladen haben. Ebenso sehr wird aber auch die Haltung des Bischofs oder eines Priesters dort anerkannt, wo er wenigstens das Schlimmste verhütete. Das war zum Beispiel in Rärnten der Fall, wo zwar viele Tote im offenen Kampfe zu verzeichnen waren, aber keine einzige Hinrichtung stattgefunden hat.

Landschaftlich bietet die Dittmar so ziemlich alles, was das Herz begehrt. Was wir an Schönheiten des Rheines kennen, finden wir entlang der Donau in allen Spielarten, besonders aber in der Wachau. Die Gauen Steiermark, Rärnten und Tirol bieten uns ebenso Mittelgebirgslandschaften wie wildromantische Hochalpengebiete, die an Schönheit und Romantik weder von den schweizerischen noch von den französischen oder italienischen Alpen übertroffen werden. (Saarbr. Jtg., 29. 10. 38.)

Was eine Briefmarke verrät!

Anläßlich des Besuches des englischen Königspaares in Paris gab die französische Post eine Briefmarke heraus, die symbolisch die englisch-französische Freundschaft ausdrücken soll. Nur dem Kundigen fällt auf, daß die darauf abgebildeten Hände ganz unnatürlich ineinandergelegt sind, und zwar nach Art der Freimaurer. Darum sind auch von der einen Hand nur drei Finger zu sehen, während der Zeigefinger an der Innenseite der ergriffenen Hand liegt und das geheime Erkennungszeichen der Freimaurerei gibt. Man kann daraus ersehen, daß sich die internationale Hochgradfreimaurerei nicht scheut, selbst einen Staatsbesuch für ihre dunklen Zwecke zu mißbrauchen und das symbolisch auf der Briefmarke zum Ausdruck bringt. Wir möchten unsere Leser noch besonders auf das Datum hinweisen: der 28. Juni 1938. Dieses Datum scheint in der Freimaurerei eine besondere Rolle zu spielen: Am 28. 6. 1914 wurde Erzherzog Franz in Sarajewo von Freimaurern erschossen. Am 28. 6. 1917 beginnt der Kongreß der Freimaurer in Paris, der Begründung des Völkerbundes beschließt und das Diktat von Versailles vorbereitet. Am 28. 6. 1919 wird das Freimaurerdiktat von Versailles unterzeichnet und am 28. 6. 1928 wurde das Bündnis zwischen Freimaurern und Jesuiten in Wien feierlich abgeschlossen. Merkwürdige Zufälle! („Sammlerwelt“, 15. 10. 38.)

Auflösung der Freimaurerlogen in der Tscheco-Slowakei

Im Amtsblatt veröffentlichen die nachstehend aufgeführten Freimaurerlogen ihre freiwillige Auflösung:

„Freimaurerzweigloge Lessing zu den drei Ringen in der tscheco-slowakischen Republik“, „Abiram bei der Erdtugel“, „Frellicht zur Eintracht“, „Harmonie“, „Hiram zu den drei Sternen“ und „Wahrheit und Einigkeit zu den drei gekrönten Säulen“. (Potsdam. Tagesztg. 28. 10. 38.)

Serbienkloster in Innsbruck geschlossen

Staatspolizeiliche Untersuchungen im Serbienkloster Innsbruck ergaben, daß in diesem Kloster derzeit sittenwidrige Zustände herrschen, daß es unmöglich ist, sie der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Es handelt sich bei dem genannten Kloster um eine Lasterhöhle trübt Ordnung, hinter deren Treiben das staatsfeindliche Verhalten, das durch aufgefundenen Schriften festgestellt wurde, weit in den Hintergrund tritt. Der Reichskommissar hat auf Grund der Untersuchungsergebnisse und der weitgehenden Bestände die sofortige Schließung des Klosters verfügt.

Dazu erfahren wir noch folgendes: Die Zahl der aus dem Kloster Verhafteten beträgt zur Zeit neun. Außerdem mußte auch eine größere Anzahl Innsbrucker Bürger festgenommen werden. (M.N.N. 5. 11. 38.)

Sittlichkeitsverbrecher in der Sakristei

In einem Franziskanerkloster in Salzburg sind schwere sittliche Vergehen festgestellt worden. Ein Pater des Klosters mißbrauchte Anaben, die in der Klosterküche Ministrantendienste leisteten. Exzesse spielten sich in der Sakristei im Anschluß an die Frühmesse ab. Die Untersuchung ist zur Zeit noch im Gange. (Fränk. Tagesztg. Nr. 246 v. 20. 10. 38.)

Erich Ludendorff, sein Wesen und Schaffen

Herausgegeben von Dr. Matilde Ludendorff. - Die erste Auflage dieses gewaltigen Werkes ist vergriffen, die nächste befindet sich in Druck und wird noch vor dem Fest zur Auslieferung kommen. Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.

Wie sich die Hehe auswirkt

Wir hatten in Folge 12 gezeigt, daß die im vorigen Jahre begonnene Hehe, welche der Feldherr in Verbindung mit jenem ihm angelegenen Brief noch bekanntgeben konnte, weitergesponnen wird. Da unsere derzeitige Veröffentlichung jene freundlichen Absichten wieder in Erinnerung brachte, ist man natürlich in entsprechender „Stimmung“ und versucht auf alle mögliche Weise doch noch etwas zu erreichen, um die Befprechung des Führers mit dem Feldherrn auf solche Weise zu sabotieren. Wir teilen in diesem Zusammenhang einige Fälle mit:

Als Frau Dr. Ludendorff von einer kurzen Reise zurückkehrte, mußte sie die Hausangestellte, die seit 8 Monaten im Hause war und jetzt aus dem Dienst ausscheiden wollte, wegen ihr hinterbrachter, abfälliger Äußerungen über die Halbmonatschrift zur Rede stellen. Frau Dr. Ludendorff war mitgeteilt worden, das Mädchen hätte die Zeitschrift ein „Schmierblatt, das hoffentlich endlich von der Polizei verboten werde“, genannt. Außerdem hatte sie von Frau Dr. Ludendorff stammende Ausführungen als „erlogen“ bezeichnet. Sofort nach Vorkalt ging das Mädchen dazu über, Frau Dr. Ludendorff in nicht wiederzugebender Art und Weise und als „Feindin des Führers“ zu beschimpfen, um dann drohend zu erklären, daß sie sich „an die Gestapo“ wenden werde. Die frechen Lügen dieser Denunziantin teilte Frau Dr. Ludendorff umgehend der Gendarmerie mit und bat um Vernehmung durch einen Beamten. Es ist also bereits soweit gekommen, daß Frau Dr. Ludendorff in ihrem eigenen Heim nicht vor Denunzianten geschützt ist und in dem Hause, wo der Feldherr wirkte, vor Ablauf eines Jahres nach seinem Tode dem unerträglichsten Verhalten eines verheerenden Angestellten ausgesetzt ist.

Mit dem Poststempel „München, 1. 11. 38“ traf ferner u. a. folgende anonyme Postkarte in Tübing ein:

„Frau Mathilde Ludendorff, Buchhändlerin Tübing/See.“

„Gehört Ihr Costladen auch zur Woche des Buches? S... Preißn. Dein Laden gehört ausgedauert. Deine Finger mit Dred vergoldet.“

Der Ausdruck „S... Preißn“ ist bezeichnend für die Herkunft der Karte. Aber nicht nur gegen Frau Dr. Ludendorff richtet sich diese schamlose Hehe, sondern viele Deutsche, die auf dem Boden Deutscher Gotteskenntnis stehen, sind davon betroffen. Jede auch nur erdenkliche Gelegenheit ist verkommen, bzw. aufgegriffen worden, um recht zu tun. - Kürzlich starb

die Frau des Elektroingenieurs Wüßler, und dieser erließ in der „Schlef. Tageszeitung“ einen entsprechenden Nachruf. Darin hieß es u. a. „Sie lebte mit mir und starb in Deutscher Gotteskenntnis (Ludendorff)... Sie war der Besten eine, ihr ganzes Leben war Arbeit...“ Darauf erhielt er - selbstverständlich anonym - zahlreiche Zuschriften, darunter folgende Karte:

„Gut gebrüllt, Löwe! Du hast die echte Deutsche Gotteskenntnis! Deshalb spricht auch die Stimme des Blutes aus Dir mit allerhand verschimmelten lateinischen und französischen Fremdwörtern. Davon abgesehen, ist Deine Anzeige gut ausgenobelt, man möchte denken, daß Du Dich schon wochenlang vorher auf den Fall gefreut hast. Nur sollte es nicht heißen: sie war der Besten, sondern der Besten eine, denn die Besten machen sich nicht eigene Religionschwärmereien zurecht, um sich dadurch als die besseren Menschen zu fühlen und ihre Mitsbürger zu verachten.“

Du bist erkannt, mein Lieber! Du und Deine Commilitonen vom Weithaus Ludendorff.“

Man sieht, wie hier „eine Verachtung der Mitsbürger“ erlogen ist, um die eigene geradezu grauenvolle Handlungsweise zu mildern! Herr Wüßler schreibt uns dazu:

„Stößt mir die Anzahl der „christlichen Beleidigungen“, aber am „christlichsten“ die ansiegender, die ich mir gestatte Ihnen zu treuen Händen zu überreichen.“

Es ist wohl das Abscheulichste, was sich ein armer induzierter Drcker leisten mußte, um die Tote, aber auch das Haus Ludendorff zu beleidigen.

Ich habe für eine derartige Rohheit nur die Worte „Blut Deibel“, die sehr oft der Feldherr gebraucht, wenn er gezwungen war, sich gegen niederträchtige Schmähungen zu verteidigen.“

Derartige Niedertracht kennzeichnet den betreffenden anonymen Schreiber ebenso wie die christlichen Lehren, die er vertreibt und die aufrecht zu erhalten, zu solchen Mitteln gezwungen werden muß. Achtung vor so kämpfenden Gegnern kann man wirklich nicht mehr von uns verlangen. Es ist aber notwendig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß solche Menschen und ihr Handeln völlig undeutlich sind. Es ist nie zu vergessen, daß es christliche Lehren sind, die sich hier auswirken. Angesichts solcher Vorfälle wird uns so recht deutlich, was Frau Dr. Ludendorff in der letzten Folge schrieb:

„Das Deutsche Volk umfaßt stets nur ebenso viele Menschen, wie es Männer und Frauen zählt, die die Tugenden unseres

Rasseerbutes in sich entfaltet haben und danach leben und handeln, die also Feigheit, Lüge, List, Unzuverlässigkeit, Niedertreue verpöhen und durch furchtlose Entschlossenheit, Wahrhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Edelmütigkeit all ihr Tun und Lassen bestimmen lassen. Alle übrigen sind entartete Epigonen, die das hintersichende, leuchtende Vorbild all der großen Toten und Lebenden unferres Blutes nicht verdienen, an ihnen könnte, schwänden sie nicht, ein Volk erstehen."

Die Wahrheit hat eigene Befehle

Während in Deutschland seit dem Tode des Feldherrn allerorts unermüdlich die Sendlinge der Priesterkasten unter unseren Gesinnungsgenossen wählen, entweder Mißtrauen gegen den Verlag oder gegen die Schriftleitung oder, wo es angeht, gegen Frau Dr. Mathilde Ludendorff selbst zu säen versuchen, damit endlich das von ihnen allen ersehnte und erhoffte „Absterben“ eintritt, während der Kardinal in Schellen vor den mehr als 100 000 jungen Katholiken frohlockend sagte, die Ludendorffbewegung sei nun überwunden, geht die Wahrheit nach ihren eigenen Befehlen zu den Völkern der Erde. So müssen die Priesterkasten, um nur ein Beispiel anzuführen, in Brasilien zu ihrem Erschrecken am 24. 7. 38 in dem „Correio Do Brasil“ unter dem Titel „O Triunpho da Vontade do Ser Immortal...“ (Da Dr. Mathilde Ludendorff) den Anfang des ersten Ganges des Werkes „Triumph des Unsterblichkeitwillens“ in guter Übersetzung lesen und hören vielleicht schon davon, daß in Nationalspanien ein Erscheinen der Werke der Philosophin in spanischer Sprache ebenso erstrebt wird, so wie andere an der Übertragung in das Englische eifrig arbeiten. Wie die Werke des Feldherrn sich in den anderen Völkern ausgewirkt haben, das haben wir in den längsten Wachen erlebt. Es werden wohl nur wenige Jahrzehnte vergehen, bis auch die Werke der Philosophin sich dort auswirken werden.

Um das „Absterben“ ist es schlecht bestellt! Mag die Hege und die Verleumdung im Deutschen Volk auch noch so eifrig von den Priesterkasten betrieben werden.

Ein Brief eines Deutschen Arbeiters

Es wurde uns geschrieben:

„Gd... im Oktober 1938

Es war i. J. 1932, als ich nach Feierabend, als alle Arbeiter nach Hause eilten, an einem Zeitungständer die Zeitungen betrachtete. Mein Interesse war damals schon für das Zeitgesehen groß, obwohl ich auch den Tag über schwer arbeiten muß. Heute arbeite ich schon 10 Jahre am laufenden Band in einer Schuhfabrik, die in jüdischen Händen war und heute arabisches Unternehmen ist. Es ist die Schuhfabrik... in S... So las ich

denn die Zeitschrift des Feldherrn Erich Ludendorff. Der Satz „Sieg der Wahrheit, der Lüge Vernichtung!“ hatte meine Aufmerksamkeit angezogen. Ich kaufte mir die Nummer. Von diesem Tag ab kam ich nicht mehr los von dieser Gedankenwelt. Es war für mich ein besonderer Moment, wo die nächste Nummer aushing. So las ich denn die Zeitung bis zu ihrer Einstellung. Mit der Zeit lernte ich die völkische Buchhandlung in J... kennen. Dort holte ich manch anderes Buch. Durch Fr. E... kam ich mit der Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ in Verbindung... Sie... sagte schon vor Jahren, ich solle die Halbmonatsschrift beim Verlag bestellen. Meine Antwort lautete dahin, daß es mir angelegen sei, daß der Name Ludendorff an dem betreffenden Zeitungstand zu lesen wäre, aus diesem Grunde würde ich die Schrift dort holen, wenn ich auch einige Pfennige mehr geben müsse... So hat die Gedankenwelt Ludendorffs schon lange meinen Lebensweg, mein Inneres gestaltet. Wahrscheinlich nicht zum Schlechten, sondern zum Guten. Ich habe erkannt, daß das Lebensbild von Frau Dr. Mathilde Ludendorff was ganz Großes ist, und ich bezeichne das damit, daß dies wirklich ein Fortschritt, ein Höherheben der Menschheit ist gegenüber dem letzten Jahrtausend. Diese Gedankenwelt gibt mir das wieder, was die Arbeit am laufenden Band mir nimmt, nämlich sie bewahrt mich vor materialistischem Denken. Es ist sehr schwer, wenn man Tag für Tag ein und dieselbe Arbeit, Bewegung macht. Man wird selbst zur Maschine. Stunde um Stunde, Tag um Tag, schon 10 Jahre lang. So brauche ich die seelische Nahrung so nötig wie die leibliche. So bin ich von ganzer Seele dankbar der Stunde, die mich zu dem Gedankengut solch zweier Menschen wie Erich und Dr. Mathilde Ludendorff hingeführt hat. Gerne hätte ich den General bei Lebzeiten einmal gesehen und sprechen hören. Es war mir nicht vergönnt. Wenn er noch länger gelebt hätte, wäre es mir sicher einmal vergönnt gewesen, so hat der Tod einen Strich gezogen. Aber dem toten Feldherrn bezichtigte ich die letzte Ehre. Am Tage seiner Beisetzung war ich in München und Tübingen. Es war keine Reugerde, nein! Aber ich hätte mein Leben lang mit gesagt: du hast ihn nicht gesehen, gehört, bist nie in seine Nähe gekommen! So habe ich einen kleinen Teil des Dankes diesem großen Menschen dargebracht. Es wird mein größter Tag bleiben. Ich habe dem großen Toten meinen Gruß geboten. Wie schön wäre es gewesen, dem lebenden Großen einmal nahe gewesen zu sein. Das Geld zur Fahrt hatte ich mir geliehen, und gerne sparte ich es wieder zusammen. Ein Ratte zur Trauerfeier hatte

Eine berechtigte Frage

Der „Kasinenmarkt“, Börsen, vom 8. 7. 38 schreibt:

„Brauchen wir Theologen oder Ingenieure?“

Es klingt absonderlich, was da kürzlich auf einer technisch-wissenschaftlichen Tagung zum Beleg des Nachwuchsmangels an Ingenieuren mitgeteilt wurde, und muß doch zum Nachdenken veranlassen.

Im Wintersemester 1935/36 haben sich an den deutschen Technischen Hochschulen für die Fächer Maschinenbau, Elektrotechnik, Schiffbau und Flugzeugbau insgesamt 4851 Studenten neu einschreiben lassen. Gleichzeitig traten an den deutschen Universitäten 8567 Theologen beider Konfessionen ihr erstes Semester an.“

Wie sagte doch Generalfeldmarschall Göring auf dem Reichsparteitag:

„Der Deutsche muß heute zelnah denken, und ich möchte an die Deutsche Jugend den Appell richten, sich vor der Berufswahl zu überlegen, welche Berufe das Deutsche Vaterland heute am notwendigsten hat. Denn es ist immer höchste Erfüllung eines Berufes, den man versteht, daß man in diesem Beruf auch höchsten Dienst für sein Volk leistet.“

Ob der Jehovas-Dienst „höchster Dienst für sein Volk“ ist, ist heute mehr als zweifelhaft. Wir wollen nur hoffen, daß der Appell Generalfeldmarschall Görings Widerhall in der Deutschen Jugend findet. —dt.

Joga spukt weiter

Im „Berliner Tageblatt“ vom 9. 9. finden wir nachstehende Notiz:

„Vorführung altindischer Jogaübungen.“

Der Deutsche Orientverein e. V., Berlin, veranstaltete für einen kleinen Kreis von interessierten Sportärzten, Sportlehrern und anderen Persönlichkeiten im Hotel Eplanade eine Vorführung altindischer Jogaübungen durch die indischen Sportlehrer Buddha Bose und Bishnu Ghosh. Es wurde erfolgreich der Beweis zu erbringen versucht, daß die Jogaübungen, unabhängig von ihrem metaphysischen Gehalt, als Mittel der Körperertüchtigung dienen können. Namens der erschienenen Gäste dankte Gesandter v. Hentig vom Auswärtigen Amt den indischen Sportlehrern für die überaus aufschlußreichen Vorführungen.“

Wenn es mit Metaphysik nicht geht, dann muß es eben anders gehen! Wir verweisen auf den Aufsatz von Frau Dr. med. M. Ludendorff „Europäisches Faktum“ in Folge 7/37.

Bund für Deutsche Gotteskenntnis (L). — Wir wiederholen unsere Bitte, alle Mitteilungen an den Bund für Deutsche Gotteskenntnis (L) nur an diesen unter seiner Anschrift München 19, Romanstr. 7, niemals an den Verlag zu richten.

ich nicht, aber ich wußte, daß ich trotzdem von innen heraus mir sagen konnte, daß meine Lebenshaltung es verdient mache, daran teilzunehmen. Wie soll ich es in Buchstaben bringen, was mich bewegte, als esieß: „Ludendorff ist tot!“ -

Am Abend vor der Beisetzung sagte meine Frau, ob ich himmische. Ich erwiderte ihr, daß ich kein Jahrgeld hätte. Sie sagte mir dann, daß ihr Bruder mir das Geld leihen wolle. So fuhr ich denn 2 Stunden später nach München. Um 1 Uhr 29 war ich in München. Am selben Abend um 20 Uhr fuhr ich wieder von München ab und war morgens um 6 Uhr wieder zu Hause in der Wohnung. Gleich zog ich mich um und stand um 7 Uhr wieder an meiner Maschine. 2 Nächte nicht geschlafen - nur einen Arbeitstag versäumt! Meine Gedanken arbeiteten den ganzen Tag an dem Erlebten, so wurde ich nicht müde und brachte den Tag gut hinter mich ... Ich wollte schon immer wegen der Aufnahme schreiben. Meine Frau und mein Sohn sind noch in der Küche. Obwohl keine Kirchenbesuche gemacht werden, konnte sich meine Frau zum Austritt noch nicht entschließen. Ich kann ihr keine Vorschriften machen, es soll freiwillig geschehen, denn nur dann verbürgt es für ein glückliches Familienleben, wenn kein Zwang ausgeübt wird. Ich weiß, daß einmal der Tag kommt, wo wir alle der Deutschen Gotteskenntnis angehören werden. So bitte ich mir Befehd zukommen zu lassen, ob ich aufgenommen bin, ob ich mich als Deutscher, der in Deutscher Gotteskenntnis lebt, eintragen darf in Listen, die über Religion oder Sonstiges Befehd wissen wollen.

Öffentlich hat der Brief nicht gelangweilt. Mein Denken in andere Bahnen zu lenken, ist nicht mehr möglich; das habe ich erkannt, und so wollen Sie bitte diesen Brief werten, der von einem Arbeiter geschrieben ist und nur einiges wiedergibt, was mich bewegt. Alles für mein Deutsches Volk, das bei mir am Anfang und am Ende steht. Wie sagte Dr. Mathilde Ludendorff: „Sei herzeigen dem Volke!“ Unser Vaterland wurde durch Adolf Hitler schöner, größer. Es muß ihm die seelische Geschlossenheit folgen, die in der Deutschen Gotteskenntnis ruht, dann wird dieses germanische Reich Deutscher Nation, oder das völlige Großdeutschland, wie es der Feldherr Ludendorff nennt, bestehen bleiben. Welch eine Arbeit dies bedeutet, weiß ich genau, der ich im Volke stehe. Aber welch herrliches Volk und Reich wird das sein, wenn dies Ziel erreicht sein wird! Generationen werden noch kommen und gehen, bis der Deutsche Mensch wieder zu sich selbst gefunden hat.

Es lebe die Freiheit!

W. ... F. ...

Leopold v. Ranke: „Die römischen Päpste in den letzten 4 Jahrhunderten“, Verlag Georg Trede, München 23, 2 Bände Lud. 9.60 RM. mit Analekten und Register, 1276 S. Als Leopold v. Ranke dieses Werk i. J. 1834 herausgegeben hatte, meinte er: „... was ist es heutzutage noch, das uns die Geschichte der päpstlichen Gewalt wichtig machen kann? Nicht mehr ihr besonderes Verhältnis zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß weiter ausübt, noch die Beforgnis irgend einer Art. Die Zeiten, wo wir etwas fürchten könnten, sind vorüber; wir fühlen uns allzu gut geschützt.“

Ranke erlebte es noch, seinen schweren Irrtum, daß die Zeit des Einflusses der päpstlichen Gewalt vorüber sei, einzusehen. Dieser Einfluß hatte sich im Vergleich zum Mittelalter nur wieder einmal getarnt, wie er sich auch heute zu tarnen sucht, wenn er im völkischen Gewande aufzutreten strebt. Leopold v. Ranke schrieb daher später:

„Aber wie sehr hat sich seitdem alles verändert! Indem ich 40 Jahre nach dem ersten Erscheinen die sechste Auflage veranstalte, ist der Streit, der damals ruhte, wieder in volle Flammen ausgebrochen.“

Das durch Napoleon politisch zurückgedrängte Papsttum hatte sich inzwischen neu organisiert und machte seinen unheilvollen Einfluß in Europa wiederum geltend. Was Ranke erlebte, haben wir in den letzten 20 Jahren ebenfalls erlebt. Wir wissen jedoch heute, daß der römische Papst nur das Sprachrohr und die Schriftfeder des hinter ihm wirkenden Jesuitenordens ist, daß das Papsttum niemals seine Machtansprüche fallen läßt, und daß es diese Ansprüche mittels der christlichen Lehre durchzusetzen strebt und durchsetzt. Diese Zusammenhänge zu zeigen, war der wesentliche Inhalt des wirksamen Aufklärungskampfes, den der Feldherr gegen das Papsttum führte.

Wenn Ranke auch diese Erkenntnisse nicht besaß, so ist doch die neue Herausgabe seines Werkes außerordentlich zu begrüßen. Es ist ein gewaltiges Material in seinem Werk verarbeitet, wenn es auch nur zum kleinsten Teil aus vatikanischen Urkunden besteht. Die vatikanischen Archive sind auch Leopold v. Ranke verschlossen geblieben. Der Vatikan weiß seine politischen Geheimnisse zu schützen. Ranke schreibt in diesem Zusammenhang: „War es aber zu erwarten, daß man hier einem Fremden, einem Andersgläubigen in den öffentlichen Sammlungen freie Hand lassen würde, um die Geheimnisse des Papsttums zu entdecken? ... Ich kann mich nicht rühmen, daß es geschehen sei. Von den Schätzen des Vatikans habe ich Kenntnis nehmen und eine Anzahl Bände für meinen Zweck benutzen können;

doch ward mir die Freiheit, die ich mir gewünscht hätte, keineswegs gewährt.“ Trotzdem enthält seine Geschichte der Päpste bei Ranke geradezu unheimlicher Befremdung so viel Unangenehmes für die römische Kirche, daß man sein Werk auf den Index setzte und durch alle möglichen Tricks versuchte, es zu schächten bzw. umzuändern, weil seine große Verbreitung nicht aufzuhalten war. Im Jahre 1838, also bald nach Erscheinen der ersten Auflage, mußte Ranke sich bereits über eine französische „Abersekung“ seines Wertes beklagen. Er schrieb damals: „... an unzähligen Stellen wird der Sinn durch eine kleine Wendung nach der katholischen Seite hin verunstaltet ... die Gedanken, welche die Grundwahrnehmung des ganzen Wertes sind, sind geradezu weggelassen ... es ist doch empörend, meine Arbeit der Unparteilichkeit zu einem Werke der Fälschung zu verunstalten.“

Bei aller Hochachtung für Rankes Werk können wir heute seine Auffassung von „Unparteilichkeit“ und „historischer Objektivität“ weder vom Standpunkt unserer völkischen Weltanschauung, noch vom Standpunkt völkischer Geschichtsbetrachtung überhaupt teilen. Der letzte Satz des angeführten Schreibens zeigt denn auch, wo die Schwäche der Rankeschen Geschichtsschreibung liegt. Bereits Johannes Scherr hat bei der Beurteilung Rankes darauf hingewiesen und sagt:

„Bei schärferer Prüfung geht übrigens diese angebillte ‚vollendete historische Objektivität‘ in Dunst auf. Man nehme z. B. Rankes ‚Englische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert‘. Wird jemand — nämlich ein Urteilsfähiger und Aufrichtiger — behaupten wollen, hier sei die Waagschale der Darstellung und des Urteils völlig ‚objektiv‘, d. h. parteilos gehalten? In Wahrheit besteht die ‚historische Objektivität‘ darin, daß der Verfasser die ganze Geschichte Englands zur angegebenen Zeit vom totalitären Parteilstandpunkt aus ansieht und darstellt. Verüben wird ihm übrigens diese Parteilnahme nur, wer den mit der ‚historischen Objektivität‘ getriebenen Schwindel für Ernst hält. Es hat niemals eine völlig ‚objektive‘ Historie gegeben und wird niemals eine solche geben, solange die Historiker Menschen waren und Menschen sind, statt Fabeltiere von rassen-, geschlechts-, leidenschafts- und vaterlandlosen Engeln zu werden. ‚Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein‘, und jeder wahrer Historiker ist von Haus aus ein solcher: ein Kämpfer für Licht, Wahrheit, Recht und Sitte, für sein Land, für sein Volk, für die Menschheit.“

Trotz dieser Einschränkung sagt Scherr jedoch: „... daß Ranke um Geschichtswissenschaft sich hoch verdient gemacht hat, untersteht gar keinem Zweifel. Ein Kenner der euto-

päischen Archive, wie ein zweiter wohl kaum existierte, hat er mit der Ausdeute seiner Forschungen das geschichtliche Material ganz wesentlich bereichert. . . sein bestes Werkzeug war die diplomatische Korrespondenz, und er verdankt dem feinen Spürsinn, womit er die widererfchlungenen Fäden der diplomatischen Berichterstattung zu verfolgen mußte, viele seiner schönsten Erfolge."

Daher bedeuten auch die von uns gemachten Einschränkungen keineswegs irgendeine Schmälzerung der Verdienste des unsterblichen Geschichtsforschers. Aber alle Zeiten hinweg werden die Werke Leopold v. Ranke's dauern und von unermeßlichem Wert sein. Wenn der Verlag schreibt: daß er es sich zur Ehre anrechne, dieses Standard-Werk in der vorzüglichen Fassung und Ausstattung wieder vorlegen zu dürfen, so wünschen wir ihm und dem Ranke'schen Werk die weiteste Verbreitung. Löhde.

Antworten der Schriftleitung

Rittling I. Holt. — Die in der letzten Folge erwähnte Besprechung des Werkes: „Erich Lubendorff - Sein Wesen und Schaffen" war in der „Deutschen Illg. Ztg." Lubendorff's Wesen und Schaffen" überschrieben. Darum haben wir es auch so angeführt. Selbstverständlich ist dies falsch, denn der Titel des Werkes lautet ja anders. Wir wollten aber nicht auch noch darauf eingehen.

Bielefeld. — Unsere Niederlassung in Bielefeld ist die Lubendorff-Buchhandlung, Oberstraße 6. Mit irgendeiner Privatperson oder Privatbuchhandlung hat diese nichts zu tun. Sie ist Eigentum des Verlages. Außer der Leiterin ist nur noch Herr Richard Appel, Bielefeld, mit unserer Vertretung beauftragt. Niemand sonst hat dort das Recht, sich als unser Vertreter auszugeben.

Berlin. — Wir danken Ihnen für die Einsendung einer Buchbesprechung der „Berliner Morgenpost" vom 22. 6. 1938. Gewiß wird sie unsere Leser interessieren. Es heißt:

„Die Gräber der Toten sind stumm. Viele von ihnen, bekannte und noch mehr vergessene, sind in Nobels Buch aufgezählt. Es geht den Rätseln nach, notiert in knappen Berichten Vermutungen der Lösung, aber versucht nie gewaltsam Enthüllungen zu machen, wo das Dunkel unburdhringlich ist. Bis an die Schwelle und allen geläufigen Geschehens liegt es gedreht. Der göttliche Mozart endete im Armen-Rassengrab. Später sucht man darin nach seinen Gebeinen; findet irgendwelche und errichtet über ihnen andächtig ein Grabmal. Ist es wirklich Mozarts Irdisches, was darunter liegt? - Bei Nacht und Nebel wird Schiller begraben. Nach Jahren denkt man daran, ihn in der Fürstengruft beizulegen. Man sucht nach dem

Leo Ringelshöfer: Im Herrentempel Ithohoslowatel Freiheitsverlag, Berlin. 140 S., geb. 3.-, brosch. 2.-, kart. 2.40 RM.

Der amerikanische Berichterstatter Muter überzeugt sich - reichlich spät! - von der Unhaltbarkeit der Zustände der U.S.R., in der ein Wöllergemisch mit Unterdrückung der Minderheiten, besonders der Deutschen Volksteile, zu einem unmöglichen Zusammenleben verurteilt war. Diesem Berichterstatter aber entgeht, daß dies staatliche Freimaurer-Gebilde der U.S.R. von seinem eigenen Landsmann, dem amerikanischen Präsidenten Wilson, mit aufgebaut war und also nach allen anderen, als volklichen und blutgemäßen Rücksichten geleitet sein mußte! - Unter Hinweis auf diese tieferen, ursächlichen Zusammenhänge könnte diese Schrift wohl einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Befreiung Sudetendeutschlands abgeben. Ithode.

Strab. Einen dabei gefundenen Schädel will Goethe mit aller Bestimmtheit als den Schillers erkennen. Er macht ein feierliches Gebicht: „Auf Schillers Schädel". Aber Schillers Schädel war es nicht! Ob das Gebilde, das jetzt neben Goethe in dem lichtgrauen Mausoleum zu Weimar ruht, wirklich einst Schillers unsterblicher Geist besetzte?

Auf Schritt und Tritt - sei es nun in Kulturen, Völkerschicksalen, Geschehnissen von einzelnen - stehen so die Fragezeichen am Weg der Weltgeschichte. Er führt aus grauer Vorgeit über die Jahrtausende in unsere Gegenwart. Und wenn die Wissenschaft die Pflicht hat, um Erklärungen und Aufschlüsse bemüht zu sein, so ist es die unsere, in Ehrfurcht vor den Geheimnissen haltzumachen, die die Vergangenheit mit dem Schleier des Schweigens deckte. Das ist der tiefere Sinn von Alphons Nobels Buch."

Die Einteilung in die zur Erklärung verpflichteten und solche, die vor den Geheimnissen haltzumachen" haben, ist recht beachtlich. Nur ist uns nicht ganz klar, nach welchen Kriterien diese Berechtigung zu forschen verliehen wird oder werden soll. Unsere Leser wissen, daß Frau Dr. Mathilde Lubendorff auch einmal „die Pflicht erfüllte" in der angeführten Sache „um Erklärungen und Aufschlüsse bemüht zu sein." Warum denken Sie aber bei den Worten „die die Vergangenheit mit dem Schleier des Schweigens deckte" gleich an die bekannte „Figur des Schweigenden" aus der Freimaurerloge? Dann möchte man ja auch bei der Einteilung in die zwei Klassen an „Wissende" und „Profane" denken. Wie glauben nicht, daß daran gedacht ist. Es gibt oft so merkwürdige Zufälle auf diesem Gebiete.

5. 12. 1791 - Wolfgang Amadeus Mozart gestorben.

Schauerlich sind die überlieferten Berichte von dem unwürdigen Begräbnis Mozarts. Niemand begleitete den Armentwagen, der die sterblichen Reste dieses großen, gefeierten und beliebten Künstlers davonfuhr. Seine in ein Tuch gewickelte Leiche wurde wie ein räudiger Hund in ein Massengrab, auf die Särge der dort beigesetzten anderen Toten geworfen. Unfasslich scheinen diese Thatfachen, wenn man die näheren Umstände nicht kennt. In dem Volksbuch „Mozarts Leben und gewaltsamer Tod“ hat Frau Dr. Lubenbock unter Benützung der Biographie Rißens und Konstanz Mozarts sowie anderer Quellen das Rätsel um den Tod Mozarts aufgeklärt. Es heißt dort u. a. nach jener Biographie: „Kurz vor der Krönung des Kaisers Leopold, und ehe Mozart den Auftrag, nach Prag zu reisen, erhielt, brachte ihm ein unbekannter Bote einen Brief ohne Unterschrift, der neben mehreren schmeichelhaften Äußerungen die Anfrage enthielt: ob Mozart die Composition eines Requiem übernehmen wolle, und um welchen Preis, und binnen welcher Zeit er sie liefern könne?“

Mozart, der ohne Wissen seiner Frau nicht den geringsten Schritt zu thun pflegte, erzählte ihr den sonderbaren Auftrag, und äußerte dabei seinen Wunsch, sich in dieser Gattung auch einmal zu versuchen, um so mehr, da der höhere pathetische Styl der Kirchenmusik immer sein Lieblingsstudium war. Seine Frau rieth ihm zur Annahme des Auftrags, und Mozart schrieb dem unbekanntem Veffeller zurück, daß er das Requiem für eine gewisse Belohnung vollfertigen werde. Die Zeit der Vollendung könne er nicht genau bestimmen, doch wüßte er den Ort zu wissen, wohin er das vollendete Werk abzuliefern habe. Nach einiger Zeit erschien derselbe Bote wieder, brachte nicht nur die bedungene Belohnung mit, sondern auch das Versprechen einer beträchtlichen Zulage bei Übergabe der Partitur, da er mit seiner Forderung so biling gewesen sei. Abtignis solle er ganz nach der Laune seines Geistes arbeiten. Doch solle er sich gar keine Mühe geben, den Veffeller zu erfahren, indem es gewiß umsonst seyn werde... Während dem erhielt Mozart den ehrenvollen und vortheilhaften Antrag, für die Prager zur Krönung des Kaisers Leopold die Opera seria: La Clemenza di Tito zu schreiben.

Eben als er mit seiner Frau in den Reifewagen stieg, stand der Bote gleich einem Geiste wieder da, zapfte die Frau am Rode und fragte: „Wie wird es nun mit dem Requiem aussehn?“ Mozart entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit der Reise und der Unmöglichkeit, seinem unbekanntem Herrn davon Nachricht geben zu können; übrigens werde es bei seiner Zurückkunft seine erste Arbeit sein; es läme nur auf den Unbekannten an, ob er so lange warten wolle; und damit war der Bote gänzlich befriedigt... Nach Mozarts Zurückkunft von Prag nach Wien nahm er sogleich seine Seelenmesse vor, und arbeitete mit außerordentlicher Anstrengung und einem lebhaften Interesse daran; aber seine Unpflichtigkeit nahm in demselben Verhältnisse zu und stimmte ihn zur Schwermuth. Mit inigner Betrübnis sah seine Gattin seine Gesundheit immer mehr hinschwinden. Als sie eines Tages an einem schönen Herbsttage mit ihm in den Prater fuhr, um ihm Zerstreuung zu verschaffen, und sie Beide einsam saßen, fing Mozart an vom Tode zu sprechen, und behauptete, daß er das Requiem für sich sehn. Dabei standen ihm Thränen in den Augen, und als sie ihm den schwarzen Gedanken ausreden suchte, sagte er: Nein, nein, ich fühle mich zu sehr, mit mir dauert es nicht mehr lange; gewiß, man hat mir Gift gegeben! Ich kann mich von diesem Gedanken nicht loswinden.

Sentnerischer fiel diese Rede auf das Herz seiner Gattin; sie war kaum im Stande, ihn zu trösten und das Grundlose seiner schwermüthigen Vorstellungen zu beweisen. In der Meinung, daß seine Krankheit mehr wachse und die Arbeit des Requiem ihn zu sehr angreife, consultirte sie einen Arzt und nahm ihm die Partitur des Requiem weg.

Wirklich besserte sich sein Zustand etwas. Seine Frau fand nun keinen Anstand, ihm seine Noten wieder zu geben. Doch kurz war dieser hoffnungsvolle Zustand; in wenig Tagen verfiel er in seine vorige Schwermuth, wurde immer matter und schwächer, bis er endlich ganz auf das Krankenlager hiansak, von dem er, ach! nimmer wieder aufstand...“

Dieses aufklärende Buch über Mozart und das Wirken der Geheimorden zu verbreiten, ist das fruchtbarste Bedenken seines frühen Todes. „Auch dann“ - so heißt es „wie uns Mozarts Frühob durch Logenmord ebenso tief ergreifen wie zur Stunde, auch dann werden wir die ungeborenen und geraubten Werke beklagen, aber dann erst verdient das Deutsche Volk wieder, diese Werke näherleben zu dürfen, und das Verbrechen an Mozart durfte durch die Antwort, die wir ihm gaben, seine Sinnbildigkeit verlieren.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Köhbe. Für Anzeigen und Bilder verantwortlich: Hanno v. Kemm. Seite München 19. Romanst. 7. D. U. 3. Dietzel, 74280. 3. St. ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Kotationdruck bei Rast in Druck, Müller & Co., München. Wie den Inhalt der Zeitschrift betref. Fragen u. Einwendungen sind an Ladenbestell. Bestag. O. v. S. D., München 19, Romanst. 7, Wt. Schriftleitung, zu richten. - Für unentgeltl. eingepfandte Manuskripte, Bilder u. dgl. wird keine Gewähr geleistet. Fernruf der Schriftleitung: München 66264.